



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Otto Fülüs Bierbaum
Leichtfertige Geschichten

~~HX 264 A. 1~~



REP. 9. 13 998



7 m
12/12/19

1193

„Bunte Einhorn-Bücher“

Band 8

Bierbaum

Leichtfertige Geschichten



Leichtfertige Geschichten

von

Otto Julius Bierbaum

Illustrationen

von

F. Christophe

Einhorn-Verlag in Dachau



To-lu-to-lo

oder

Wie Emil Türke wurde

Mein Freund Emil war ein merkwürdiger Referendar: Es genügte ihm nicht, Referendar zu sein. Er wollte durchaus nach China.

Nicht etwa, daß er an einer Stangenschen Weltreise hätte teilnehmen wollen. Nein, es war nicht eitle Vergnügungsfucht oder leichte Neugierde; es war Ehrgeiz.

Emil hatte es sich in den Kopf gesetzt, schnell Karriere zu machen und auf ungewöhnliche Weise. Aber es war ihm nicht verborgen geblieben, daß es bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit, die Mutter Germania in der Erzeugung von Referendaren an den Tag legt, seine Schwierigkeiten hat, selbst durch ungewöhnliche Leuchtkraft juristischen Genies das Anciennitätstempo der Beförderung zu durchbrechen, und außerdem erblickte er, so genau und scharf er sich auch umsah, keine Gelegenheit, auf ungewöhnliche Manier, also außerhalb der offiziellen Klimmleiter, ein höherer Würdenträger zu werden. Denn er war nicht einmal in einem gewöhnlichen, geschweige

denn in einem „besseren“ Korps aktiv gewesen und hieß übrigens bloß Meyer.

Indessen, es fehlte ihm nicht an Eindrigkeit, und so hatte er entdeckt, daß im auswärtigen juristischen Staatsdienste ein sehr viel schnelleres Tempo des Avancements statthat, und daß dieses Tempo sich im Verhältnis zur Entfernung von Deutschland beschleunigt. Daher beschloß er, kaiserlich deutscher Konsul in China werden zu wollen.

Da traf es sich für den kühnen Referendar nun sehr gut, daß just um die Zeit, als er die erste juristische Würde erworben hatte, das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin gegründet wurde, und zwar vornehmlich und ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, jungen Rechtsbeslissenen Gelegenheit zur sprachlichen Ausbildung für den Dienst in den ostasiatischen Ländern zu geben. Es schien fast, als habe das Reich bei dieser Gründung ausdrücklich die Pläne Emils im Auge gehabt, und diesem war nur das eine fatal dabei, daß das Seminar auch den erotischen Ehrgeiz anderer Jünger der Jurisprudenz aufwecken mußte.

In der Tat fanden sich in der chinesischen Klasse eine ganze Anzahl junger Juristen zusammen, aber zu seiner Genugtuung konnte Emil konstatieren, daß das zumeist Jünglinge waren, die das Examen-sieb noch nicht passiert hatten. Es war kein Zweifel,

daß er mit noch zwei Referendaren als erster nach Peking geschickt werden würde, um sich dort als Dragomanatseleve auf Reichskosten noch weiter in der Sprache der Hansöhne auszubilden. Es kam nur darauf an, daß er sich bis zur ersten Diplomprüfung alles aneignete, was an sprachlichen Grundlagen verlangt wurde.

Emil tat, was in seinen Kräften stand. Nicht allein, daß er keine Stunde des Seminars versäumte, er leistete sich auch noch ein Uebriges. Fleißig besuchte er den gemütlichen Mandschumann und Inhaber des violetten Kappentopfes Herrn Kuei-Ein und unterhielt sich mit ihm, der kein Wort Deutsch verstand, nach Möglichkeit chinesisch, immer das Notizbuch in der Hand und unermüdllich bedacht, mit Bleistift die Zeichen nachzumalen, die der Pinsel des gefälligen Chinesen vormalte. Auch sah man ihn oft mit dem bezopften alten Herrn Straßen, Läden, Sammlungen besuchen, immer nur zu dem Zwecke, bei jedem Dinge zu fragen: Dscho sche schommo (was ist das?) und so sein chinesisches Vocabular zu bereichern.

Es ist klar, daß Emil dabei nicht viel Zeit für die Dinge übrig behielt, die sonst den Referendar in Berlin heiter in Anspruch nehmen. Zumal den Mädchen gegenüber besleißigte er sich einer strengen, ja eifigen Zurückhaltung, wie man sie sonst ge-

wöhnt ist, mehr bei Predigtamtstandidaten als bei Referendaren vorauszusetzen.

Dies Benehmen muß verdienstlich genannt werden. Denn Emil war eigentlich nicht ohne Anlage für weiblichen Umgang und auch nicht ohne Neigung dazu. Zwar war er ein bißchen klein und hatte in seinen Bewegungen etwas Schüchternes, aber man weiß, daß das manchmal recht beliebt ist. Und dann besaß er einen entzückenden Schnurrbart, und seine Augen, groß und blau, ließen auf die Gabe hingebender Zärtlichkeit schließen. Mit Recht. Emil war wirklich eine zärtliche Natur, und er wäre wahrscheinlich ein ganz verliebter Referendar gewesen, wenn nicht der Ehrgeiz und sehr solide Erziehungsgrundlagen das Gegengewicht zu den zärtlichen Seiten seines Wesens abgegeben hätten. China war es, das ihn gebietend von der Liebe wegwinkte. Er lief vor jeder Verführung davon und rettete sich hinter seine Notizbücher mit ihrem Urwalde von verzwickten, wie Bambushalme neben- und durcheinander aufsprießenden chinesischen Schriftzeichen.

Aber, man weiß es ja, die Liebe würde selbst einen meterdicken Wall, bedeckt mit Keilschrift, umwerfen. Und flöhest Du in das Dickicht der Dschungeln, Emil, verschanztest Du Dich selbst hinter den goldenen Ahnentafeln des Kung-fu-tße, ja, wenn die

chinesische Mauer selber Dein Bollwerk wäre gegen die Liebe — sie kriegt Dich doch, wenn's ihr gefällt, Dich kriegen zu wollen.

Eines Abends saß Emil an seinem Schreibtisch und bemühte sich, eine Depesche des Tsung-li-yamen, wie sich das chinesische Auswärtige Amt in Peking nennt, zu übersetzen. Es ging schon ganz gut; nur ein halb Duzend Zeichen etwa wollten ihm nicht eingehen. Er mußte, um ihrer Bedeutung habhaft zu werden, alle seine Hefte durchsuchen. Keine kleine Mühe das! Man kann nervös dabei werden und den Chinesen ein Alphabet wünschen. Und wenn nun gar im Nebenzimmer, das von dem Deinen, nur durch so eine Berliner Papiermaché-Mauer geschieden ist, fortwährend Schritte hin- und hertrippeln, Schubladen aufgezogen, Stühle gerückt und weibliche Seufzer aufgestoßen werden, so magst Du ein noch so strebsamer Referendar sein, Du wirst abgelenkt und fängst an, zu denken: „Na, was hat sie denn da drüben!“

Emil warf seinen Kopf, der eben noch im Kollegheft steckte, mit einem ärgerlichen Zungenschmalzen zurück, trommelte einen sanft nervösen Generalmarsch auf dem Zettel mit der chinesischen Depesche und wandte sich etwas unwirsch nach der Wand hin, hinter der das Getrippel, Gerüde, Gesseufze fortbauerte.

Er hatte Lust, *Silentium!* zu rufen, aber, mein Gott, es war ja schließlich eine Dame. Zwar bloß eine „höhere Näherin“, wie sie von der Wirtin mit berlinisch nüanciertem Respekt genannt worden war, aber immerhin: ritterlich, Emil, ritterlich!

Er senkte sein suchendes Haupt wieder über das Glanzlederheft und fuhr mit dem rechten Zeigefinger der Hand die Schriftsäulenzeichen auf und ab. Da ging drüben eine Tür, und er hörte die höhere Näherin nach der Wirtin rufen. Einmal, zweimal, dreimal. Aber vergeblich. Nun die Worte: „Gott ist das dumm!“ Und ein neuerliches Geseufze.

Emil fing an, zu kombinieren: Am Ende fehlt dem Mädchen was; vielleicht ist ihr unwohl; sie seufzt ja in einem fort, und nun ist diese Wirtin nicht da! Ich sollte doch wohl eigentlich fragen, ob ich nicht . . . Unsinn! Sie rennt ja ganz flott im Zimmer hin und her. Hol Dich der . . .

Da hörte er auf einmal ganz deutlich, wenn es auch nur halb geflüstert wurde: Herr Doktor?! . . .

Emil richtete sich stracks auf: Nanu? Da meint sie wohl mich?

— Herr Doktor? . . . Ach entschuldigen Sie . . .

— Befehlen?

— Ach, Herr Doktor, möchten Sie nicht . . . verzeihen Sie nur . . . ich muß einen Brief schreiben

und finde keine Feder . . . und Frau Kummer ist ausgegangen . . . und es ist schon so spät . . .

— Eine Feder möchten Sie? Aber natürlich, mit dem größten Vergnügen! Breit oder spitz?

Er war ganz Hilfsbeflissenheit und ritterlich erregt. Die Stimme gefiel ihm übrigens. Es ist doch nett, wenn ein Mädchen hinter ihrer Tür einen anflüstert. Das hat so was . . . na . . . so was Zutrauliches.

— Ach, bitte, lieber spitz, wenn Sie Auswahl haben.

— Einen Augenblick, Fräulein, ich habe ganz spitze.

Er warf seine kostbaren Hefte rücksichtslos durcheinander und suchte mit noch größerem Eifer, als er eben chinesische Zeichen gesucht hatte, nach spizen Federn. Dabei überlegte er sich, wie er sie überreichen sollte. Er war schon wirklich ein bißchen sehr schüchtern. Sollte er durch seine Tür . . . ? . . . oder erst über den Gang . . . ? . . . Vielleicht den besseren Rock anziehen . . . ? . . . Sich in aller Form vorstellen . . . ? . . . Oder am Ende —: einen Witz machen . . . ? . . . Ja, einen Witz! Recht forsch! . . . aber — was für einen?

Indessen hatte er die Feder gefunden. Schnell noch an den Spiegel! Und, ja, den besseren Rock! Leise! Merken darf sie das nicht. Auch ein paar

Bürstenstriche über den Scheitel, und, natürlich, den Schnurrbart gut nach oben! So. Und nun . . . aber wo habe ich doch die Feder hingelegt! In aller Welt, wo hab ich sie nur hin . . . Gottlob, da ist sie. So, nun hinüber . . . nein, nein, nicht durch die direkte Tür; das wär doch wohl . . . Nein, über den Gang. Soll ich: Mein Name ist . . . oder: Das ist aber nett, daß Sie keine Feder haben! . . . Eigentlich ist diese Geschichte recht fatal. . . .

Er fing an ängstlich zu werden. Wenn ein Dienstmann zur Hand gewesen wäre, hätte er den die Kommission besorgen lassen.

Indessen, das Schicksal hatte ihn schon mit sicherem Griff am Kragen und geleitete ihn, sanft schiebend, an die Tür der höheren Näherin.

— Bitte, Herr Doktor! . . .

Emil rang noch mit einem Wize, als er über die Schwelle trat, aber als er über der Schwelle war, fand er nicht einmal gleich Worte zu einer ganz simplen Einführung.

Verflucht nochmal: diese höhere Näherin sah ja aus wie eine . . . ja . . . wie eine Gräfin! Und das war ja wie ein förmliches Boudoir! Die reizenden geblühten Vorhänge! Diese netten Möbelchen! Ein Teppich! Spitzengehänge über dem Waschtisch! Und dieses pompöse Gestell da, dieses Gardinenwerk über glitzernden Messingstangen —

mein Gott, in so einem Himmelbette schläft eine Näherin! Wo hat sie denn übrigens ihre Nähmaschine? He? Sie wird doch nicht etwa . . .? . . . Dieses Odeur . . .! . . . Der Schlafrock . . .? . . . Gib Deine Feder ab, Emil, und fleuch in den Bambuswald Deiner chinesischen Charaktere!

Emils Auge, gewohnt an das kahle schwarze Gewirr seiner Schriftzeichen, sah diese neue Umwelt nicht ganz exakt, sondern mehr in einem Schimmer aus eigener Zutat, aber so viel war richtig: Fräulein Gertrud Seubert hatte sich recht geschmackvoll und gemütlich, mit einem unverkennbaren Sinn fürs elegant Trauliche, eingerichtet. Sie hatte den Stil ihrer Persönlichkeit auf ihr Zimmer übertragen. Und dieser Stil, man mußte nur das angenehm üppige, doch nicht übervolle Mädchen ansehen mit ihren schönen blonden Haaren, ihrer weißen Haut, ihren lustigen blauen Augen und den sehr wohlgepflegten kleinen Kinderhänden, dieser Stil war nicht klassisch, nein, gar nicht, sondern eine Art modernes Barock, aufs amüsante, rundlich ausgeschwungene, bunte gehend. Eine Vestalin, das konnte ein Blinder mit Genuß greifen, war sie nicht, aber Emils bange Fragezeichen drehten die Fühler des Argwohns zu weit. Fräulein Gertrud befand sich in einer sozial unantastbaren Stellung und in einer sehr wichtigen dazu; sie war keines-

wegs bloß eine höhere Näherin, wie die törichte Frau Kummer mit der übel angebrachten Verkleinerungsfucht der Berlinerin gesagt hatte, sondern sie gehörte dem Generalstabe der Berliner Konfektion an, welche, wie man weiß, die halbe Welt mit Damengarderobe versorgt: sie war Directrice in einem der ersten Berliner Konfektionsgeschäfte.

Damit ist zugleich gesagt, daß sie das ahnungs- bange Backfischalter schon eine gute Weile hinter sich hatte. Auch im Konfektionsgeschäfte erreicht man die höheren Würden nicht vor einer gewissen Altersreife. In der That, es war nicht mehr lange hin, und diese molligen kleinen Füßchen, die augenblicklich in moosgrünen Pantöffelchen mit heliotropfarbenen Schleifen steckten, mußten über die bei Frauen wenig beliebte Schwelle, über der die fatale 30 steht. Aber mit einem so munteren Gesichte, mit diesem festen Fleiße, diesen alerten Bewegungen und vor allem mit diesem zuversichtlichen Humor, der dem Leben noch die amüsantesten Ueberraschungen zutraut — was verschlägt da so ein törichter arithmetischer Lebensabschnitt. Amor rechnet nicht mit Zahlen, sondern mit reellen Werten.

Emil der Referendar fühlte sich also etwas beklommen im parfümierten Dunstkreise seiner Nachbarin. Du lieber Gott, hier hatte er sich mit einem „Witz“ einführen wollen! Vor des deutschen Ge-

sandten in Peking Erzellenz hätte er nicht vertatterter sein können.

Fräulein Gertrud bemerkte die Schüchternheit mit Wohlgefallen. Gerade das hatte sie jetzt gerne. Sie mochte die betont schneidigen Herren nicht mehr, die die Stiefelabsätze aneinanderschlagen wie Husarenleutnants und aus der deutschen Sprache ein Schnarrwort machen. Wie sie den schüchternen Emil so vor sich stehen sah, nicht gerade in der Jammerstellung, wie wir sie bei den betrippten Jünglingen des deutschen Lustspiels wahrnehmen, aber doch einigermaßen in verlegener Schräge, da hatte sie gleich ein recht angenehmes Gefühl, wie nett sich hier Bemutterung mit anderweiter Zärtlichkeit verbinden lassen möchte.

Da Emil durchaus nichts sagte, sondern nur zwischen Daumen und Mittelfinger der rechten Hand die spitze Stahlfeder ihr entgegenhielt, so meinte sie, daß es gut sei, ihrerseits Worte verlauten zu lassen.

Sie sprach:

— Jetzt hab ich Sie gewiß in einer wichtigen Arbeit gestört, Herr Doktor! und nahm mit einem hellen Lächeln die ganz warm gewordene Feder aus Emils Fingertlemme.

— Ach, es . . es ist mir ein Vergnügen, Fräulein. Ich habe nur ein bißchen in meinen Kollegheften nachgesehen.

— Und da hab ich Sie nun mit meiner dreiften Bitte herausgerissen! Ich kann mir schon denken, wie unangenehm das ist. Wer weiß, ob Sie nun gleich wieder hineintommen in Ihre chinesischen Geschichten. Gott, das muß furchtbar schwer sein!

Emil blickte erstaunt auf.

Das Fräulein lachte.

— Sehen Sie, ich weiß schon, was Sie studieren. Ich hab Sie sogar schon chinesisch reden hören!

Emil wurde immer erstaunter, aber zugleich hatte er ein Gefühl der Genugtuung. Da er es selber für keine kleine Sache hielt, sich mit einem Chinesen chinesisch unterhalten zu können, so nahm er an, daß das auch anderen respektabel erscheinen müßte.

Er fragte:

— Mich . . .? Chinesisch . . .? Aber wo denn?

— Ja, antwortete Fräulein Gertrud, ich habe Sie ganz aus der Nähe bewundert, bei Gerson, in der Frühjahrsausstellung! Aber häßlich ist Ihr alter Chineser! So was von Mann! Sind denn die Chinesen alle so?

Jetzt nahm Emil das Gebahren des Wissenden, heiter Wissenden an. Er lächelte und strich sich den Schnurrbart, indem er sprach:

— Sie sollten da nur einmal meinen Süd-

Chinesen sehen, Herrn Pan-Wei-Tsu aus Kanton!
Der ist sogar sehr nett!

— Ja, haben Sie denn gleich zwei Chinesen?

— Eigentlich geht mich nur der Peking-Mann an, der Alte. Ich studiere nämlich Nordchinesisch, die Beamtensprache . . .

— Gott haben denn da drüben die Beamten eine Sprache für sich? Das ist doch komisch! Ach, Herr Doktor, erzählen Sie mir doch ein bißchen!

Die Directrice hatte es sehr schnell ergriffen, daß dieser schüchterne Herr bei seinen Kenntnissen genommen sein wollte. Der Umweg über China war ihr neu, aber amüßant.

Emil war sofort bereit, die Wißbegierde der Nachbarin zu stillen, die ihm nun gleich anfing, sehr sympathisch zu werden. Er ließ sich gern einladen, auf einem der kleinen blausamtenen gepolsterten Stühle niederzusitzen, und er hielt mit seinen Kenntnissen über das blumige Reich der Mitte nicht zurück. Was Fräulein Gertrud auch fragte, Herr Emil hatte eine Antwort.

So saßen sie im roten Lampenscheine recht angenehm beieinander und schoben sich gemüthlich Frage und Antwort über die wunderlichsten Dinge des chinesischen Lebens zu, während das eigentliche Interesse ihres Gespräches sich in konzentrischen Kreisen mehr und mehr an eine nähere Sphäre heranschob.

Emil fing schon an, nur noch halb in China zu sein, da stieß Fräulein Gertrud, als es eben auf ihrer Standuhr elf schlug, ein leises Ach! aus:

— Gott, schon elf! Jetzt wird gleich Frau Kummer aus ihrem Kränzchen kommen. Hm, ist das dumm! Ach? Wir waren so nett im Plaudern! Aber so eine alte Tante . . . na, Sie können sich denken . . . da muß man schon Aber, nicht wahr, Sie erzählen mir mal weiter . . . ?

Sie gab ihm über den Tisch weg mit einem ungemein einladenden Blicke die Hand, und die liberale Machart des Schlafrockes brachte es mit sich, daß dabei der halbe rechte Arm in seiner ganzen weißen Hülle zum Vorschein kam.

Himmel, wie gefiel das dem Referendar! Er ergriff die kleine Hand und — ja, was wollte er denn? — behielt sie eine Weile in der seinen. Währenddessen erklärte er mit großer Bestimmtheit, daß es ihm ein ungemeines Vergnügen sein werde, seinen „Vortrag“ sobald als möglich fortzusetzen. Aber wann?

Die Directrice lächelte:

— Bringen Sie mir doch den Halter herüber, der zu der Feder gehört, Herr Doktor! So kann ich ja doch nicht schreiben!

— Richtig! rief Emil und ließ die Hand los,

um sich an die Stirne zu schlagen. So was! Eine Feder und keinen Halter!

Draußen ging eine Tür.

— Herrgott, die Frau Kummer! Wie komm ich nun wieder hinaus . . . ?

— Pst! machte die Directrice und schob den Riegel an der Zwischentür zurück. Und nun, ganz leise, ihm über die Schultern her flüsternd, während sie ihn hinauschoß:

— Ich brauche den Halter noch heute . . . In einer Stunde vielleicht . . . Ja? . . .

Die Türe zu.

Emil stand in seiner Stube. Brühheiß stand er da und sah sich erstaunt um.

Dann lief er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab: In einer Stunde! Ah! . . . Ja . . . aber . . . am Ende . . . Schließlich will sie wirklich bloß . . . Unsinn!

Indessen, er nahm, als die Stunde vorüber war vorsichtshalber doch den Halter mit.

Die Directrice hat sich sehr darüber amüsiert:

— Doktorchen, im Dunkeln kann ich doch keinen Brief schreiben!

Emil, oder der verführte Referendar — kein Zweifel, das Schicksal hatte es vor, aus ihm ein ganz absonderliches Exemplar seiner Gattung zu

machen. Aber wie bei seinen erstaunlichen chinesischen Studien, so fühlte er sich auch bei seinem erstaunlichen „Verhältnisse“ sehr wohl. Er widmete sich ihm mit derselben stillen und stetigen Hingabe wie der Pekingener Beamtensprache, wenn auch nicht mit demselben guten Gewissen.

Anfangs, am Tage nach dem Abenteuer, hatte er sogar an Flucht gedacht.

Ausziehen! Sofort ausziehen, noch ehe die Directrice in ihr blausamtenes Privatmilieu zurückgekehrt war!

Aber das hätte ihm nicht bloß für den ange-rissenen, sondern auch für den folgenden Monat doppelte Miete gekostet, denn so viel mußte er sich als Jurist wohl sagen, daß die Nachbarschaft eines lebenswürdig aggressiven Mädchens nicht zu den Fällen rechnet, die zum kündigungslosen Aufgeben eines Mietsvertrags berechtigen. Und als dann Fräulein Gertrud abends ein Papierröllchen durch das Schlüsselloch schob, darauf die Worte zu lesen waren: „Wie geht's meinem kleinen Chinesen? Nicht vergessen: $\frac{1}{2}$ 12 Uhr!“, da fand er die Idee einer heimlichen Flucht überhaupt unwürdig, unmännlich und absurd. Er hat auch nie wieder Umwandlungen dieser Art gehabt. Im Gegenteil: er verliebte sich. So soliden Leuten sind „Verhält-

nisse“ am gefährlichsten, und wenn ein Schüchternere aufstaut, gibt's gleich einen See.

Feurig und überschwänglich wurde er ja nicht, und zum Versetzen ließ ihm schon das Chinesisch keine Zeit, aber er nahm die Sache gleich tief und bieder. Sein ganzer Grundschatz an Zärtlichkeitsgefühlen schwamm nach oben und lud sich breit und gründlich aus. Die Beiwürze des Unerlaubten, Heimlichen (Frau Kummer!) schmeckte ihm zwar ungewohnt und bedrohlich, aber im Grunde doch auch gut. Auch dem soliden Manne gewährt es ja eine wunderliche Genugtuung, wenn er sich einmal still bekennen zu dürfen glaubt: Siehe da, ich bin doch kein Philister!

Zudem war er wirklich in guten Händen. Die Directrice wußte der Sache ein allerliebstes Wesen von bürgerlicher Ordnung zu geben. Alles Wilde, alles, was der guten Kinderstube Emils fatal zuwider hätte sein können, vermied sie. Es war eine säuberliche Art des Unerlaubten. Netter konnte man gar nicht hinter den Kulissen der Moral vernügt und verliebt sein. Sie ging sogar auf Emils Chinesisch ein. Ihren Namen, Trudel, ließ sie sich chinesisch aufbügeln, so daß To-lu-to-lo daraus wurde, weil ja die Nordchinesen so wunderliche Sprachwerkzeuge haben, daß sie kein R und die meisten anderen Konsonanten wenigstens nicht als

Auslaut aussprechen können. Alles das lernte sie mit spaßiger Aufmerksamkeit und auch: wo ai ni (ich liebe Dich) konnte sie sehr hübsch sagen. Emil repetierte direkt mit ihr des Abends, was er in der Frühe im Seminar gelernt hatte, wenigstens, soweit es die Zeit und die Notwendigkeit, in Flüster-tönen zu sprechen, erlaubte.

Diese Notwendigkeit fiel nur an den Sonntagen weg, die man zu allerlei Ausflügen benutzte. Man bevorzugte dabei durchaus die Teile der Berliner Umgebung, die nicht völlig mit Butterbrotpapieren und ähnlichen Dokumenten Berlinischer Naturschwärmerei garniert sind. Im Tegeler See gibt es ein paar kleine heimliche Inseln, wo verliebte Leute die Natur ganz ungestört auf ihre Art genießen können. Da gingen sie gerne hin. Eigentlich waren To-lu-to-los Kleider zu elegant für Idyllen, aber da sie vom Metier der schönen Kleider war, hatte sie nicht das Bedürfnis, mit ihnen vor der Welt Staat zu machen.

Ach ja, sie waren sehr glücklich so miteinander. Ein halbes Jahr verfloß in völlig ungetrübter Zärtlichkeit, und Emil nahm, wie an Chinesisch, so auch an Liebe immer noch zu. Der Gedanke, nach China zu gehen, war ihm schon gar nicht mehr sehr verlockend, denn daß ein Dragomanatseleve sich in Peking mit einer Berliner Directrice vorstellen

sollte, war ebenso ausgeschlossen wie die Möglichkeit, To-lu-to-lo ihrer Konfektionstätigkeit in der Jägerstraße zu entziehen. Bis zur Diplomprüfung war es freilich noch ein ganzes Jahr hin. Aber was ist ein Jahr für ein kümmerlicher Zeitabschnitt, wenn man so verliebt ist wie Emil. Er fing an, China zu verwünschen und auf eine Revolution in Peking zu hoffen, die den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit diesem gefährlichen Lande herbeiführe.

To-lu-to-lo war ruhiger. Sie fand den kleinen Chinesen immer noch sehr nett, und wie das alles in so guten, glatten Geleisen lief, das behagte ihr schon recht wohl, aber Perspektiven in die Ewigkeit hatte sie von vornherein nicht angelegt, und überdies konnte sie sich vorstellen, daß eine kleine Abwechslung am Ende auch nicht bitter wäre.

Wenn die Sonntagsausflüge jetzt mehr in belebtere Gegenden, am liebsten in Konzertgärten, gerichtet wurden, so war das ausschließlich ihr Werk. Sie wollte plötzlich „Menschen sehen“.

— Man muß sich auch ein bißchen unterhalten, sagte sie.

— Aber hast Du nicht mich? sagte er.

— Freilich, mein Süßes, aber Dich hab ich ja auch so, und das mit dem Unterhalten mein ich überhaupt anders.

— Aber wie denn?

— Na ja, so, weißt Du, daß man mal neue Gesichter . . . Du, sag mal, kannst Du nicht mal Deinen Chinesen mitbringen? Das stell ich mir riesig drollig vor, mit einem Chinesen unter den Zelten!

— Herr Kuei geht Sonntags nicht gerne hin, wo viele Menschen sind.

— Na, dann bring einfach den anderen Onkel mit, den Südlichen. Oder fürchtet der sich auch vor den Berlinern?

— Nein, aber . . . der Kanton-Mann . . . ich muß Dir offen gestehen . . . der ist mir nicht gerade sehr angenehm . . . Mit Damen kann man ihn eigentlich nicht gut zusammenbringen. Er . . . weißt Du . . . er hat so orientalische Begriffe . . . ja . . . und er soll manchmal direkt frech werden.

— Na, Gott, wenn er doch ein Chineser ist.

— Ja, ja, Du mußt mich nicht falsch verstehen; ich mache ihm keinen Vorwurf. Er hat eben andere Kulturanschauungen, aber ich mag Dich doch keinen Dummheiten bei ihm aussetzen.

To-lu-to-lo lachte:

— Bist Du komisch? Jetzt soll sich eine Berlinerin vor einem Chinesen fürchten! Nu erst recht! Ich will Dir doch zeigen, daß ich mit so einem gelben Onkel fertig werde.

Nun so war denn freilich kein Ausweg; Directrice kommt von dirigieren. Am Sonntag, der auf dieses Gespräch folgte, traf man sich mit Herrn Pan-Wei-Fu in der Flora zu Charlottenburg.

Der Herr aus Kanton war wirklich ein schöner Chinese. An den Typus des Apollo von Belvedere zu erinnern verbot ihm freilich seine Eigenschaft als mongolischer Mensch, aber mongolisch genommen, konnte er sich sehen lassen. Ziemlich lang und sehr schlank, in den Bewegungen eine würdevolle Steifheit, leise belebt durch eine gewisse Eleganz von selbstbewußter Grazie; die Gesichtsfarbe durchaus creme; die Augen schwarz und funkelnd wie überreife Brombeeren, nicht übertrieben schief liegend und auch nicht allzu schmal; die Nase beträchtlich, der Mund etwas aufgeworfen mit sehr vollen Lippen; der bis auf den Hinterkopf glatt rasierte Schädel schmal und lang; der glänzend schwarze Zopf zweifellos echt und voll, bis in die Kniekehlen hangend. Seine Hauptzierde und sein Stolz aber waren die überaus feingegliederten Hände mit den tadellos gehaltenen langen Nägeln.

Er hatte sich, wenn auch nicht mit dem Staatskleid des Gelehrten von Rang, so doch mit einem besonders kostbaren Gewande angetan: das Unterkleid moosgrün, das Oberkleid hechtblau, in den Ärmelöffnungen ultramarin. Statt des gewöhn-

lichen Klappfächers trug er einen runden Stiefel-
fächer, der auf gelber Seide reiche bunte Bemalung
aufwies. Auf fünf Meter hin verbreitete er ein
Gedüfte von Moschus und Kampfer.

Hoherhobenen Hauptes trat er auf seinen dick-
filzsohligen braunen Stiefeln einher, und als ihm
To-lu-to-lo vorgestellt wurde, legte er die leise ge-
ballten schönen Hände sanft aneinander und schüt-
telte sie mit vollendetem chinesischem Anstande ein-
paarmal der Directrice entgegen. Dann sagte er
sofort:

— China-Mann sehr lieben Berlin-Weib. Ja!
Gewiß! Gewiß! Immer! Sehr!

Dazu machte er ein überaus seriöses Gesicht,
indem er To-lu-to-lo mit weit geöffneten Augen bis
ins einzelne musterte. Als er damit fertig war,
wandte er sich zu Emil und erklärte:

— Gut! Dick! Ja! Sehr!

Die Directrice fand das reizend und lachte mit
vollem Gesicht, indem sie ihre chinesischen Kennt-
nisse verwendete und fragte:

— Hao-pu-hao? (Wie geht's Ihnen?)

— Hen hao! Hen hao: (Sehr gut!) antwortete
entzückt Herr Pan, schob Emiln, der an To-lu-to-los
Seite ging, entschlossen weg und begab sich an den
freigewordenen Platz.

Emil erklärte ihm mit den besten chinesischen

Höflichkeitswendungen, daß das des Landes nicht der Brauch sei, aber der Herr aus dem chinesischen Süden erwiderte bloß in einer Art von Hammer-rhythmus deutsch:

— Das geht! Ja, ja! Das geht!

Er wollte damit sagen: Sie haben ja so recht, aber ich bin aus Kanton.

Emil war entrüstet und hätte gewünscht, daß es To-lu-to-lo auch gewesen wäre. Aber die war sehr vergnügt. Sie fand den offenherzigen China-Mann nicht bloß amüsant, sondern auch viel interessanter als den säuberlichen Emil, der immer bloß mit den Augen flüsterte. Er drängte sich ja bedenklich nahe an sie heran, und sein Geruch war ein bißchen bedrückend, aber sie empfand doch eine sehr eigene, ganz neue und gar nicht unangenehme Sensation. Sie hatte ursprünglich gedacht, der Chinese würde ein bißchen eklig sein, aber nein, gar nicht! Im Gegenteil, anziehend, sehr anziehend! Alles an ihm fand sie so . . . so . . . rätselhaft . . . so angenehm merkwürdig . . . so . . . na ja, daß man ganz dahinterkommen möchte.

Sie gab sich ausschließlich mit Herr Pan ab und nahm den empörten Referendar nur noch als Dolmetscher in Anspruch:

— Du, sag ihm mal, ich möchte gerne wissen,

ob er außer seiner richtigen Frau auch noch ein paar Gemahlinnen zweiten Ranges hat?

— Aber To-lu! Das schickt sich doch nicht!

Er mußte aber doch fragen.

Zur Antwort hob Herr Pan drei Finger empor und lachte:

— Ja! Ja! Gewiß! Sehr! Das geht! Das geht!

Und To-lu-to-lo:

— Nun frag ihn mal, ob sie nett sind, seine Frauen.

— Aber To-lu! Was muß er sich denn nur von Dir denken!

Er mußte aber doch fragen.

Herr Pan wiegte sein schmales Haupt hin und her, dann rief er:

— Das geht! Das geht!

Diesmal sollte das heißen: Wie man's nimmt! Augenblicklich bin ich für Sie, mein Fräulein.

Er wurde aber noch deutlicher in der Zeichensprache. Er nahm To-lu-to-los rechten Zeigefinger und plazierte ihn neben die drei Finger, die seine Gattinnen vorstellten. To-lu-to-lo wollte sich ausschütten vor Lachen, aber Emil fand diese stumme Werbung schamlos und impertinent. Er ballte seinen chinesischen Wortschatz zu einer zornigen Abtanzelung zusammen, die Herrn Pan an seine Pflichten als Ehemann und an seine Stellung als

kaiserlich deutscher Lektor des Südchinesischen am orientalischen Seminar erinnern sollte.

Aber der entartete Gatte und Lektor hatte wieder bloß sein leidenschaftsloses Universalwort:

— Das geht! Das geht!

Ein gewisser Ton darin zeigte deutlich, daß es diesmal heißen sollte: Junger Mann, kümmern Sie sich nicht um chinesische Sittengesetze!

In diesem Stile, an dem To-lu-to-lo sehr viel, Emil aber gar keinen Gefallen fand, ging es fort, bis es Zeit war, die Flora zu verlassen und irgendwo in Berlin zu Nacht zu essen. Emil bemühte sich, dem zügellosen Mann aus Kanton klarzumachen, daß er es für seine Pflicht halte, ihn vorher in seiner Pension abzuliefern, aber Herr Pan erklärte, daß es die chinesische Höflichkeit nicht zulasse, eher nach Hause zu gehen, als eine Dame, mit der man sich gut unterhalten habe. Emil mußte sogar seine Zeche bei Kempinsky mit bezahlen und schließlich auch die Droschke, in der er den vom Champagner überfidel gewordenen Gelehrten der sechsten Rangklasse nach Hause schickte. Noch aus dem Droschkenfenster heraus sandte Herr Pan merkwürdig stilisierte Fußhände an To-lu-to-lo, unablässig mit dem Kopfe nickend und laut rufend:

— Das geht! Das geht!

Zwischen Emil und To-lu-to-lo gab es eine Szene.

Der Referendar durchlief dabei die ganze Tonleiter des beleidigten Liebhabers, vom dumpfgrollenden Tremolo des schmerzlichen Vorwurfs bis zu den schrillen Fistelhöhen gebietender Energie. Die Directrice aber, wenn sie nicht einfach: Das geht! das geht! erwiderte, indem sie sich vor Lachen nicht zu halten wußte, beschränkte sich darauf, in mannigfachen Nuancen den Standpunkt zu betonen, daß sie doch nicht seine Frau sei.

— Ueberhaupt bist Du komisch. Ich habe Dir ja noch gar nicht gesagt, daß ich in den Chinesen verliebt bin.

— Schämen sollst Du Dich, schämen! Erstens vor mir und dann vor dem . . . dem Chinesen!

— Aber so was! Schämen? weil ich ihn nett finde und Dich langweilig?

— To-lu . . .? Ich sage Dir . . .!

— Was denn?

— Bring mich nicht um den Verstand!

— Das geht! Das geht!

— To-lu! Das hätt ich nicht von Dir gedacht. Sieh mal, wir sind doch immer so nett zusammen gewesen, und Du liebst mich ja doch noch . . .

— Ja, ja, ja! Gewiß! Sehr! Immer!

— To-lu! Ich sage Dir: Das laß ich mir nicht gefallen!

— Nicht?

— Du denkst wohl, ich bin ein kleiner Junge?
Wie? Ich sage Dir . . .!

— Na, nu hör aber bloß auf! Bange machen gilt nicht! So was! Schlaf Dein Gift aus! Das mag ich nicht, so ein Getue. Gute Nacht!

Sie waren an ihrem Hause. Die Directrice ging voran. Er mußte, wie sie es Frau Kummers wegen immer hielten, noch eine Viertelstunde unten bleiben.

Gott, wie fühlte er sich unglücklich, als er auf dem Trottoir drüben auf- und ablief, immer den Blick nach To-lu-to-los Fenster, hinter dessen Gardine er ihre Gestalt sehen konnte. Zum Weinen war ihm, zum Weinen! Aber vielleicht ging alles noch gut, wenn er nachher in aller Liebe ihr bewiese, wie unrecht sie handelte. Er pries zum ersten Male die Nothwendigkeit, zu flüstern. Flüstern und im vertrauten Dunkel kann man sich doch nicht zanken.

Das Licht in To-lu-to-los Zimmer erlosch. Nun konnte er hinauf. Nie hatte er es so gefühlt, wie lieb sie ihm war, als jetzt, wie er sein Zimmer betrat und in sich die Worte erwog, die leisen, heißen Worte, die er zu ihr sprechen wollte.

Aber der Kiegel war vorgeschoben.

Emil erschrak ins tiefste. Ihm war wie obdachlos.

— To-lu!

Keine Antwort.

— Ich bitte Dich, To-lu!

Er hat noch ein paarmal gerufen, aber sie hat nicht geantwortet.

Bald hörte er an ihren Atemzügen, daß sie schlief. Er legte sich nicht einmal ins Bett.

Die Wollust des Schmerzes ist eine spezifische Gabe der Syrier; Referendaren ist sie meist versagt. Emil dachte nicht einmal daran, sich rhythmisch zu entladen; nein, er schrieb, mit Einhaltung der Höflichkeitsränder oben, unten und an den Seiten, sehr deutlich und mit unverkennbaren Anklängen an jenen Juristenstil, der mit der deutschen Sprache einige Worte gemeinsam hat, einen acht Seiten langen Brief. Darin wies er zwingend nach, wie unrecht die Directrice handle, indem sie zu ihrem üblen Betragen in der Flora und bei Kempinsky nun auch noch Troß, Hohn und Lieblosigkeit füge. Kein Zweifel, daß es eigentlich an ihr sei, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; aber sie sei ein Weib, und also wolle er sich nicht auf den Standpunkt kalter Rechtserwägungen stellen. Er habe sie viel zu lieb dazu; hier sei seine Hand; alles möge vergessen sein. Er werde sie nie daran erinnern, wie weh sie ihm getan habe. Möge

nun aber auch sie ihm mit doppelter Liebe entgegenkommen.

Dieser Brief bereitete ihm dieselbe Genugtuung wie einem Syriker ein schmerzhaft zärtliches Gedicht. Er fühlte sich, während er ihn schrieb, intensiv und angenehm als stoisch milden, aber doch unentwegten Mann, und als er ihn geschrieben hatte, kam eine große Zuversicht über ihn: Jetzt wird sie erst ganz meine Liebe und meinen Wert begreifen; gepriesen sei dieser törichte Chinese, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ihr einmal mehr aus mir zu offenbaren als die untergebene Zärtlichkeit des verliebten Jünglings.

Er schob, als sie nach Hause gekommen war, den Brief durch den Türspalt und hustete dreimal energisch dazu.

Die Directrice hatte so etwas erwartet und lächelte bloß, als sie das Papier niederfallen hörte. Sehr neugierig auf seinen Inhalt war sie nicht. Sie zog sich erst hübsch langsam aus, und zwar bis aufs Hemd, lockerte mit dem üblichen Seufzer der Erleichterung (den sich Emil als Neuseufzer auslegte), das Korsett und kroch in ihren blau-samtenen Schlafrock. Dann begab sie sich ans Teemachen, freute sich am blauen Aufschlag der Spiritusflamme, sah wohlgefällig zu, wie das Feuerchen sich um die Nickeltanne schmiegte, wartete, indes ihre

Augen sich im Schauen weiteten, auf die ersten herauspuffenden Stöße des Dampfes und goß dann mit einem Ausdruck von Befriedigung das sprudelnde Wasser über das Kraut. Drei Minuten muß er ziehen, dachte sie sich, ja nicht länger. Nun die schöne, kleine, grüne Kanne mit dem elegant gebogenen Schnabel! So! Und nun das chinesische flache Täßchen — ob das aus Kanton ist? Fein riecht er, der Tee! Nichts schmeckt besser dazu als Ingwerbiskuits. Die legte sie sich immer schon früh bereit, immer eins halb aufs andere, wie Zinnsoldaten, wenn sie in der Reihe umgefallen sind, auf einer netten Majolikaschale. Nun trinken und schnabulieren! Nachher so ein langes, dünnes Zigarettenchen! . . . Ob die Chinesen eigentlich den Tee auch so machen? Sie sollen keinen Zucker daran tun. Ob das schmeckt? . . . Nee! Bitter! Br! Ein Stückchen muß hinein! . . . Wenn der Chinese bloß nicht so nach Kampfer und Moschus röche. Ob man ihm das abgewöhnen kann? . . . Die Hände sind entschieden das Schönste an ihm . . . Sonst ist er ein bißchen schmal . . . Ueberhaupt: so merkwürdig unfleischig . . . so wie aus Elfenbein der ganze Mensch . . . Waden hat er wohl überhaupt keine und Muskeln mal sicherlich nicht . . . Aber trotzdem, das ganze Auftreten so bewußt, so bestimmt, so angenehm unverschämt. Drollig! Aber

doch, eigentlich lustig kann man sich nicht über ihn machen. Er kann gewiß recht wild werden . . . Und so verliebt . . .! Ich möchte eigentlich wissen, ob er . . . Na, ich denke . . . Ein bißchen Angst hätt ich schon . . . So ein Chinese! Chi-ne-se! . . . Vier Frauen hat er . . . komisch. Na ja, China! . . . Wie er einen ansieht, so durch die Kleider durch . . . eigentlich ist es doch ein bißchen . . . Aber es hat was: Weil er eben ein Chinese ist! . . . Einmal ist er mir mit seinen langen Fingern ein Stück in den Ärmel 'raufgefahren — warme Knochen! Ich fühl's noch . . . Merkwürdig, durch und durch ging's . . . Ich kann mir denken, daß er einen ganz verrückt machen kann . . . Ob er sich eigentlich den Zopf im Bette aufmacht? Gott muß das aussehen! Der lange, dürre Mensch, und hinten so eine schwarze Haarlatte 'runter bis in die Knie . . . Strümpfe haben sie überhaupt keine und Hemden auch keine . . . komisches Volk doch . . . Aber ein feiner Kerl ist er! Wenigstens mal was anderes als unsere . . .“

Da fiel ihr der Brief ein, der da an der Türe lag.

— Der gute Emil. Na ja . . . er ist ja recht nett und lieb. Aber auf die Dauer . . . Und nun will er gar so sein! Was denkt er sich denn eigentlich? Das wollen wir denn doch lieber nicht einführen! — — Also, was schreibt er?

Sie holte den Brief, zündete sich eine Zigarette an und las. Kopfschüttelnd. Als sie fertig war, sah sie nach der Türe zu Emils Zimmer und schüttelte den Kopf wieder. So, wie wenn jemand gar nicht begreifen kann, was der andere will. Aufgeregt war sie gar nicht. Nach einer Minute auch schon nicht-mehr erstaunt.

Sie ging an ihr kleines Schreibtischchen, wo eine Herde Pintscher und Katzen aus Chenille stand, nahm ein steifes ockergelbes Kärtchen mit Goldschnitt und schrieb darauf: „Du bist wohl nicht ganz munter!?!?“

Das ockergelbe Kärtchen ging nicht ganz leicht durch den Türspalt. Sie mußte es mit Gewalt hineinschieben, aber kaum, daß es ein Stückchen hineingedrungen war, fühlte sie auch schon, daß es drüben ergriffen und herangezogen wurde.

Da mußte sie wieder lächeln.

Emil dagegen. . .

Was ist die Wirkung des blauen Briefes auf einen alten Hauptmann gegenüber der Wirkung dieser gelben Karte auf den jungen Referendar? Er empfand nicht bloß die schnöden Worte als Harpunen in seinem Herzen, sondern, angefüllt mit dem Lehrstoffe der chinesischen Klasse, wie er war, sah er auch in der Wahl der Kartenfarbe schlangen-

hafte Perfidie: Gelb, die Farbe des chinesischen Drachens!!

— Oh, dieses niederträchtige Weib!

Von der Höhe seiner männlichen Zuversicht fiel er in einen sumpfigen Abgrund der Verzweiflung.

Kein Zweifel, es war endgültig alles aus! Verstoßen war er, um eines schlißäugigen, zopfigen, knochigen, blöden, frechen Chinesen willen verstoßen.

Wollte sie ihn verrückt machen?! Wollte sie ihn . . . ah, oh, . . . was sollte er denn tun?

Die Tür einschlagen? Hinüberstürzen!?

Diese heroische Umwandlung war aber nur wie das letzte Aufblähen der Flamme eines Stearinlichtes. Gleich war's vorbei, und ihm blieb bloß die große Niedergeschlagenheit, dieses Gefühl: Da lieg ich und bleib ich liegen, und wenn ein Lastwagen kommt, ich steh nicht auf. Und: Ach, wenn doch ein Lastwagen käme . . .!

Emil hat noch ein paar Versuche gemacht, die Directrice wiederzugewinnen. Briefe in einem weniger männlich-logischen Stile, Briefe mit Anflügen von weihewollem Schwung, Briefe ohne Einhaltung der Höflichkeitsränder, kurzum: Briefe, die eine Hyäne besänftigt hätten — aber Fräulein Directrice fand sie bloß „kalbsledern“. Sie hatte wirklich keine Zeit mehr für diesen Referendar mit

den wasserblauen Augen und den ewig gleich sänftlichen Zärtlichkeiten. Das war ja einmal sehr nett gewesen, und es hatte ihr recht wohl gefallen, so ein großes Baby zu haben, aber kann man neben einer Feuerlilie noch ein Vergißmeinnicht ansehen?

Herr Pan war die gepantherte Feuerlilie, die Fräulein To-lu-to-lo nun mit viel Sorglichkeit und Liebe in ihr Beet pflanzte. Ganz offentundig betrieb sie ihre erotische Liebhaberei.

Dieser schamlose Lektor entblödete sich nicht, Sonntags schon früh um acht bei ihr zu erscheinen. Dann fuhren sie um 12 Uhr zusammen aus, in offener Droschke natürlich, ein Scandal und Schauspiel für die Nachbarschaft. Wie ein Pfauhahn sah der Kerl jetzt immer aus, wie ein chinesisches Sigerl! Apffelgrünes Oberkleid mit eingewobenen Pfirsichblüten, himmelblauer Beinrock mit Goldbrokat. Dazu ein rotes Band in den Zopf geflochten und diese lächerliche goldbraune Tellermütze auf und am Gürtel den rotledernen, dick mit Gold bestickten Pinseltöcher und in der Hand einen geradezu wahnwitzigen Sonnenschirm. Das Seminar sollte doch wirklich einschreiten gegen ein so operettenhaftes Betragen! Und sie! Was an Farben ihm etwa fehlte, trug sie an sich. Weil dieser elende Kantonese das Grelle, Bunte liebte, hielt sie es für nötig, in allen Farben zu schillern wie die Horndecke eines

Rosentäfers. Und die Hüte! Empörend! Schamverlezend! Die Natur scheute sich, Farben von dieser herausfordernden Frechheit hervorzubringen; wenigstens kam es dem Referendar so vor, als gäbe es dieses „Farbengewieher“ auf der ganzen Welt nicht, außer auf diesen zur höheren Ehre des Herrn Pan komponierten Hüten der Directrice. Und dabei konnte er sich nicht unklar darüber sein, daß er sie entzückend schön fand, diese „Person“, daß er hinter der Droschke hätte herlaufen mögen, um sie nur länger zu sehen, daß er . . . ach Gott: es blieb ihm ja doch nichts anderes übrig, als stumm zu dulden.

Freilich, Wand an Wand weiter hier mit ihr in einem Hause zu wohnen, das überstieg seine Kräfte. Koch es nicht durch den Türspalt nach Kampfer und Moschus? Mußte er nicht zu den schmerzlichsten Schlüssen gezwungen werden, wenn er konstatierte, daß sie niemals mehr abends vor 11 Uhr und Sonntags Nacht überhaupt nicht nach Hause kam?

— Frau Kummer, hier haben Sie die Miete für nächsten Monat; ich ziehe heute aus.

— Ja . . . aber . . . Herr Doktor . . . ?

— Ich . . . ich muß. Es tut mir leid.

— Aber nee, so was! Alle zwei Zimmer leer, und Knall und Fall!

— Was, alle beide Zimmer? . . . ?

— Ja freilich, das Fräulein zieht ja auch! Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! In die Dorotheenstraße zieht sie, als ob's dort schöner wäre.

— Dorotheenstraße . . .!?

Das war zuviel! Also in die nächste Nähe des Menschen, wenn nicht gar in dasselbe Haus!

— Wann zieht sie denn?

— Die Woche noch, und hat doch das ganze Vierteljahr schon bezahlt. Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! . . . Ungeziefer gibt's keins, reine wird auch alles gemacht, kein Titelchen fehlt . . .!

Sie zuckte mit dem Kopfe mechanisch hin und her und riß die Augen auf. Auf einmal schien ihr eine Idee zu kommen. Sie unterbrach ihr zuckendes Kopfgeschüttel und sah den Herrn Referendar boshaft fragend an:

— Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber am Ende ziehen Sie auch in die Dorotheenstraße . . .?

— Nein! Ueberhaupt: ich ziehe gar nicht.

— Na nu aber!

Frau Kummer mußte sich aufs Sofa niedersetzen.

— Jetzt weiß ich gar nichts mehr! Bin ich denn drehend? Aber sagen Sie mir doch nur . . .

Emil sagte nichts. Er fühlte nur immer: Dorotheenstraße!

Die Directrice war ausgezogen, aber geholfen war dadurch nichts. Denn wenn er auch sie nicht mehr sah, so mußte er doch ihren chinesischen Liebhaber täglich erdulden.

Die südchinesische Klasse war aus Mangel an Teilnehmern geschlossen worden, und Herr Pan wohnte nun den nordchinesischen Stunden bei, weil er wenigstens beim Schreiben mit unterweisen konnte.

Da saß er nun wie ein triumphierender Truthahn dem bedrückten Emil täglich zwei Stunden lang gegenüber und machte sich ein Vergnügen daraus, seine unterweisende Aufmerksamkeit besonders ihm zu widmen. Regelmäßig zu Beginn jeder Stunde richtete er einen Gruß von To-lu-to-lo aus, und die Brombeer-Augen funkelten dabei höhnisch. Aber auch sonst unterließ er es nicht, dem armen Referendar ab und zu ein paar Splitter ins Fleisch zu schieben.

— Bitte lesen das!

Emil sah vier Zeichen auf hochrotem Papier. Schwere Zeichen, seltene. Endlich hatte er das erste: To!

— Sche, sche! (Richtig!)

Das zweite fand er nicht. Sein Nachbar war glücklicher: Lu!

— Sche, sche!

Jetzt fühlte Emil den Splitter und verzichtete

darauf, sich an der Enträtselung der übrigen Zeichen zu beteiligen.

To-lu-to-lo! erklang es im Kreise. Der Chineser hüpfte vor Vergnügen und schrieb's groß an die Wandtafel: To-lu-to-lo.

Die Zeichen hießen auf Deutsch: Fremd kommt zu fremd und wird vertraut.

Das ist wohl wieder eine von diesen chinesischen Söhnen, deren innerer Sinn sich uns versagt, dachten die Uebrigen. Emil aber begriff, packte seine Hefte zusammen, empfahl sich bei Herrn Kuei-Sin und ging.

Nein, das konnte er nicht ertragen! Der Verlust des Mädchens allein war seiner Seele schon eine schmerzliche Wunde, aber sich täglich von diesem höhnischen Hallunken mit seinen langen Fingern drin herumstochern zu lassen — nein! Ein Ende! Ein Ende!

— Wenn ich zu ihm ginge und es mir verbäte!? Unsinn!: „Das geht! das geht!“

Und dazu dieses infame Segrinse.

Fortwährend sah er dieses Gesicht mit dem niederträchtigen dummschlauen Zuge vor sich.

Unerträglich! Diese Mißsage! Dieser Geruch! Diese Sprache!

Alles Chinesische war ihm plötzlich eine große Widerwärtigkeit.

Oh, diese Rasse! Verlogen! Vertommen! Verfeucht! Heimtückisch! Feige! Frech! Grausam! Häßlich! Schadenfroh!

Und diese Sprache! Ein Gebell! Ein Getlapper mit Holzklöhen! Ein ungefügtes kindisches Gepappel!

Dann kam das Klima dran, der Fremdenhaß, der Schmutz, der mangelnde Komfort, die weite Entfernung des Landes.

— Ein dummer Streich, weiß Gott, ausgerechnet in das unliebenswürdigste Land der Erde gehen zu wollen! Die Konsulatskarriere — ja: ein guter Grundgedanke! Aber warum gerade unter diesen gelben, verlogenen, vertommenen usw. usw. Frazen? Da war Japan! Persien! Indien! die Türkei!

— Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

— Zumal die Türkei. Er machte es sich klar, daß die Türkei wie für ihn geschaffen wäre. In jeder Hinsicht.

Aber die Hauptsache, die er sich indessen nicht als solche eingestand, war wohl der Umstand, daß die türkischen Stunden nachmittags lagen, so daß er sicher sein konnte, um diese Zeit keinen Chinesen im Seminar zu sehen.

Ein Ende! Ein Ende! Und wenn das gleich so viel bedeutete, wie etwas Neues anfangen müssen. Nur nichts Chinesisches mehr! Wie Gift lag's in

seinem Gehirne, dieses Tsching und Tschang und To und So! Hinaus mit ihm! Hinausgekehrt mit türkischem Besen! Hinter die Bücher! Hinter die Bücher! Nichts hören, nichts sehen, nichts denken als Türkisch!

Und so geschah's. Emil verschwand aus der chinesischen Klasse und tauchte in der türkischen wieder auf. Die chinesisch gebliebenen Referendare wunderten sich sehr darüber und fanden keine Erklärung, desgleichen die Studenten. Aber Herr Pan-Wei-Fu grinste und spielte mit einem ocker-gelben Zettel, auf dem zinnoberrot die Zeichen standen: To-lu-to-lo.

Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut.

Die Haare der heiligen Fringilla

Es lebten einmal (wer weiß, wie lange es her ist), durch das Band des heiligen Sakramentes der Ehe rechtmäßig und katholisch miteinander verbunden, in einem schönen Schlosse ein Prinz und eine Prinzessin. Den Prinzen wollen wir Flodoard, die Prinzessin aber Eulalia nennen, — denn wir haben uns in dem Taschenbuch der fürstlichen Häuser davon überzeugt, daß es keinen Prinzen Flodoard gibt, der mit einer Prinzessin Eulalia ehelich und katholisch verbunden wäre.

Der Prinz, — nun, das war ein ganz annehmbarer Herr. Hübsch wohl eigentlich nicht, auch nicht gerade aufdringlich intelligent, aber er konnte so mit hingehen und machte mit den anderen Prinzen seines Hauses eine ganz harmonische Gruppe. Eine rosige Hautfarbe, gehoben durch einen tohlpechrabenschwarzen Spitzbart und muntere, ganz hellblaue Augen, alerte Bewegungen, die Kleider direkt aus London, — wer mehr verlangt, ist unverschämt. Zudem strich er die Kniegeige und war ein Gönner der mimischen Künste.

Prinzessin Eulalia ermangelte der Reize, die in Märchenbüchern und Zeitungsberichten den Prinzessinnen anzuhaften pflegen. Dafür entstammte sie aber auch einem grausam alten Fürstenhause, das infolge seiner unerhörten Vornehmheit eigentlich auf fortwährende Inzucht angewiesen und daher auch noch durch allerhand kleine geistige Schönheitsfehler ausgezeichnet war. Wir müssen es uns versagen, darauf näher einzugehen, weil wir weder die Absicht noch den Beruf haben, ein Lehrbuch der Psychopathologie mit besonderer Berücksichtigung der ältesten Dynastengeschlechter zu schreiben, und es muß uns genügen, auf die spezielle Form hinzudeuten, in der die psychischen Leberflecke bei Prinzess Eulalia auftraten. Die hohe Dame war, um es mit der gebührenden Delikatesse auszusprechen, religiös etwas stark empfindlich. So bekam sie z. B. Zustände epileptoider Natur, wenn sie genötigt gewesen war, einem Kezer die Hand zu reichen; erst eine dreistundenlange Waschung in reichlich mit Weihwasser versetzter Eau de Cologne war, wie sie behauptete, imstande, die also besudelte Hand wieder in den früheren Zustand rechtgläubiger Immatulanz zu versetzen. Dies nur ein Beispiel, dem wir noch eine ganze Reihe ähnlicher anzufügen vermöchten, wenn wir nicht vorzögen, zu unserer eigentlichen Geschichte zu kommen.

Prinz Flodoard wußte die Ehre wohl zu schätzen, die darin lag, daß er mit einem, wenn auch etwas welken Sproß jenes grausam alten Fürstenhauses durch die Ehe verbunden war, aber er huldigte der vielleicht frivolen, aber begreiflichen Anschauung, daß diese Ehre ihn nicht an dem Genusse derjenigen Vergnügungen hindern zu müssen brauchte, die ihm jene Ehe nur in unvollkommenem Maße gewährte. — Wie wir schon erwähnten, schenkte er den mimischen Künsten den Vorzug seiner Gunst. Wäre sein Interesse nur von der oberflächlichen Art gewesen, wie sie auch in den bürgerlichen Schichten des Volkes auftritt, so würde er sich darauf beschränkt haben, es von seiner Loge aus zu betätigen: da er aber ein Mann von Gründlichkeit und überdies einer jener vorurteilsfreien Prinzen war, die auch die direktere Berührung mit den Untertanen nicht scheuen, so überschritt er die Schranke, die ihn von den darstellenden Künstlern trennte, und begab sich so oft als es nur ging, d. h. stets dann, wenn er ohne seine hohe Gemahlin das Theater besuchte, hinter die Kulissen. Nur so, sagte er sich, kann ich mit dieser wunderlichen Welt in innigeren Kontakt kommen. Und so war es.

Das Fräulein hieß Fanny und verkörperte die heroischen Weiblichkeiten jüngeren Alters. Denn sie besaß eine starktönende Stimme, lange Beine,



volle Arme, glutvolle Augen und einen Busen, der jeder vorgeschriebenen Wallung gewachsen war.

Ob Fanny den Ruhm einer großen Künstlerin verdiente, das mögen auf Ehre und Gewissen jene Herrschaften entscheiden, die in der Stadt ihrer Tätigkeit über diese Dinge gegen das übliche Zeilenhonorar zu Gerichte sitzen; an uns ist es lediglich, zu konstatieren, daß Prinz Floboard in jeden gewünschten Kontakt mit ihr kam und keine Ursache hatte, daran zu zweifeln, daß sie Temperament besaß und heroischer Anstrengungen fähig war.

Somit wäre alles gut gewesen, und wir brauchten diese Geschichte nicht zu schreiben, wenn nicht Prinzessin Gulalia durch eine boshafte Manicure (mit der Fanny einen kleinen Kaufhandel gehabt hatte) von der Sache Wind bekommen hätte.

— O! sagte sie, o! und ließ ihren Beichtvater kommen!

Pater Ivo war ein Kapuziner von der verehrungswürdigen Einfalt eines frommen Greises und dem treuherzigen Glauben eines unverdorbenen Kindes. Seit mehr denn fünfzig Jahren trug er seine Kutte und wußte nichts mehr von der Welt und ihrer Arglist, denn was er davon gewußt hatte, hatte er vergessen. — Diesem wackeren Mönche also erzählte Prinzessin Gulalia mit sanft umschreibenden

Worten das Greuliche und fragte zum Schluß:
Was ist zu tun? Was kann hier helfen?

— Nichts, als die Haare der heiligen Fringilla!
antwortete Pater Ivo.

— Ah! sagte die Prinzessin.

— Ja! sagte der Pater.

— Nämlich, fuhr er fort, die Haare der heiligen Fringilla, auf der bloßen Brust in einer geweihten Kapsel aus dem Holze des Judasbaumes getragen, haben die Kraft, die bösen Lüste zu vertreiben, indem sie sie im eigentlichen Sinne hinfällig machen, so zwar, daß

— Ich verstehe, sprach die Prinzessin, indem sie zu den übrigen Falten ihrer Stirn noch eine bekam; das wird das Richtige sein. Wie aber und woher bekommen wir so schnell Haare von der heiligen Fringilla und Holz vom Judasbaume?

— Hier, antwortete Pater Ivo prompt, griff in seine Kutte und brachte eine Kapsel zum Vorschein, hier sind Haare und Kapsel. Ich bedarf ihrer ohnehin längst nicht mehr, fügte er mit einem milden Lächeln hinzu.

Die Prinzessin nahm die Kapsel mit Dank und Andacht entgegen und hätte sie gerne geküßt, wenn sie nur etwas geküßt gewesen wäre. So mußte sie sich begnügen, sie mit Devotion zu betrachten. Das Ding sah eigentlich wie eine der alten Taschen-

uhren mit hohem, rundem Glasdeckel aus, nur daß unter dem Glas kein Ziffernblatt, sondern, auf einem Pölstcherchen von weißem Samt, eine Anzahl brauner, ganz, ganz feiner schlichter Haare zu sehen war, die sich fast wie Seidenfäden ausnahmen, so fein waren sie.

Mit dieser Kapsel in den überaus weißen und natürlich hellblau geäderten Händen begab sich die Hoheit Eulalias in die Gemächer ihres Gatten, der eben die Kniegeige traktierte, indem er den ganzen Schmelz seiner Empfindungen für Fanny auf ihre vibrierenden Saiten strich. Als er seine hohe Gemahlin bemerkte, beendigte er die empfindungsreiche Piessse mit einer mehr ausdrucksvollen als harmonischen Figur und sah den Sproß des grausam alten Fürstenhauses fragend an.

Der Sproß aber sprach: Nimm, mein Geliebter, hier in dieser Kapsel aus dem Holze des Judasbaumes einige Haare vom Scheitel der heiligen Fringilla, hänge die Kapsel um Deinen Hals und trage sie fürderhin auf Deiner bloßen Brust.

Was hat sie denn? dachte sich Prinz Flodoard; es herrschen doch nicht die Pocken oder der Typhus in unserer Stadt, und ich bin überdies in der Unfallversicherung! Sprechen aber tat er so: Aus welchem Grunde wünschest Du dieses?

— Es ist gut gegen allerlei Unfechtungen, er-

widerte mit Betonung und einem eigentümlich bohrenden Blicke die Prinzessin.

Der Prinz hatte eine bange Empfindung, nicht unähnlich der, die auch Prinzen haben, wenn sie beim Zahnarzt sind und dieser die elektrische Bohrmaschine herbeizieht. Daher sprach er schnell: Ich danke Dir sehr für diese Aufmerksamkeit. Wie Du weißt, habe ich stets zu den besonderen Verehrern der heiligen Fringilla gehört.

Die Prinzessin neigte hoheitsvoll, aber nur ein bißchen, das Haupt und sprach: So wirst Du, hoff' ich, immer und überall, stets und wo Du auch bist, jederzeit und bei allen Gelegenheiten eingedenk sein, wessen Haare Du auf Deiner Brust trägst, so daß schon der Gedanke allein Deinen Fuß vor jedem Straucheln behüten wird, abgesehen von der magischen Kraft der heiligen Haare selber.

Daß sie etwas weiß, ist sicher, dachte sich der Prinz. Es ist doch scheußlich, daß in diesem Neste alles auskommt. Sprechen aber tat er so: Du kannst Dich in jeder Hinsicht vollkommen beruhigen, meine Teure. Ich werde die Kapsel sofort umhängen und gewiß immer an sie denken. Ueberdies ist sie, wie ich sehe, so voluminös, daß ich sie unausgesetzt fühlen werde.

Prinzess Gulalia tat, was sie nur selten zu tun pflegte: sie lächelte. Und, indem sie lächelte, sprach

sie: daran erkenn' ich meinen Pater Ivo; er denkt an alles. Prinz Flodoard aber dachte sich: Es wird höchst unschicklich aussehen, wenn dieser Knollen die Hemdbrust aufbeult. Man wird denken, daß ich eine Hühnerbrust habe.

Indessen, umhängen mußte er sich die Kapsel doch.

*

Am Abende desselbigen Tages, da sich dieses begeben hatte, befand sich Flodoard (denn in solcher Gesellschaft wollen wir ihn bloß Flodoard schlecht hin nennen) bei Fanny. Es war ein schwüler Sommerabend, von der Art, wie die Dichter sie bevorzugen, wenn sie auf hitzige Ereignisse kommen wollen. (Doch wünschen wir mit solchen Dichtern nicht verwechselt zu werden, denn wir haben keinerlei hitzige Absichten, — vielmehr wird diese Geschichte gleich aus sein.) Flodoard sowohl wie Fanny befanden sich in jenem leichten Kostüme, in dem man sich nur dann am offenen Fenster zeigt, wenn man kein vis-à-vis hat. Das Fannys war aus Seide und rosarot, das Flodoards dagegen, bis auf die große rote Krone unter der Brustkrause, durchaus weiß und aus Batist. Der Schwüle wegen hatte Flodoard es unterlassen, den weißen Kragen seines Gewandes zu schließen, so daß der Hals sowohl wie ein Teil der Brust sichtbar ward, und so kam es, daß Fannys

Blick unter anderem auch auf die uns hinlänglich bekannte Kapsel fiel.

Es war vielleicht indiskret, daß sie es tat, aber Fanny fragte, indem die rosarote Seide sich dem durchaus weißen Batiste näherte: Schau, was hast Du denn da hängen?

Es war vielleicht frivol, daß er es tat, aber Floboard antwortete, indem der durchaus weiße Batist die Berührung der rosaroten Seide sanft erwiderte: Das sind Haare vom Scheitel der heiligen Fringilla.

— Die helfen gewiß gegen Erkältung, meinte Fanny.

— Nein, sie sollen vielmehr gegen Erwärmung helfen, witzelte Floboard.

— Haare von einer Heiligen hab' ich mein Lebtag nicht gesehn! die muß ich mir näher anschau'n, entschied Fanny, hing dem witzigen Herrn die Kapsel ab und ging damit zum offenen Fenster.

Obwohl wir vorhin bemerkt haben, daß es ein schwüler Sommerabend war, als sich alles dieses begab, erhob sich doch plötzlich in den hohen Bäumen des Parkes, nach dem hinaus die Fenster der neugierigen Heroine gingen, ein Wind und entführte („auf seinen Fittichen“ wollen wir sagen, weil es sich um verehrungswürdige Gegenstände handelt) die Haare der heiligen Fringilla in das grünscharze

Dämmerlicht. Allwissend, wie wir es dank unserer Eigenschaft als epischer Dichter sind, können wir hinzufügen, daß ein junger Spak, der eben sein erstes Verhältnis mit einer fast noch weichschnäbeligen Späkin hatte und sich in einem verlassenen Staatskasten der ausgelassensten Flitterwochen erfreute, unverschämt genug war, die zarten Reliquien mit seinem frechen Schnabel in freier Luft aufzufangen und sie mit den Worten: „Gute Polsterung ist das sicherste Fundament eines liebevollen Lebens“ seiner Geliebten unter die warme Basis zu schieben. Habent sua fata capilli.

Fanny, die offenbar nicht mehr Gewissen als eine Späkin hatte, geriet über die Entführung der Haare nicht etwa in Verzweiflung, sondern sagte bloß kurz hin: Weg sind sie!

Aber Floboard, der an die Dame aus dem grausam alten Herrscherhause dachte, rief erschrocken aus: Kreuzi Türken, das ist aber 'mal unangenehm!

Worauf die Heroine eine spöttische Nase machte, indem sie sich einer bei Menschen sonst seltenen Fähigkeit bediente, die darin bestand, daß sie auf dem Nasenrücken ein paar Längsfalten erzeugte. Dazu sprach sie: Du hast aber auch immerzu Angst vor Deiner grauslichen Hoheit. Uebrigens macht das gar nix. Ich leg' einfach ein paar Haare von mir in die alte Tombacuhr.

Flodoard fand das im ersten Augenblick ingeniös, aber dann wurde er verzagt: das geht ja nicht; Du hast ja blonde Haare!

*

Dies ist die Peripetie der Geschichte. Hier setzt das Wunderbare ein. Die sonst nie versagende Füllfeder des Dichters erlahmt in diesem Augenblicke und vermag nur das Aeußerliche der mirakulösen Begebenheit zu registrieren: Fanny kicherte und ging ins Nebenzimmer, von woher man das Schnippsen einer Schere und ein nochmaliges Richern vernahm.

*

Am nächsten Morgen, als Prinz Flodoard an der Seite seiner hohen Gemahlin erwachte, sah er, daß diese im Bette aufgerichtet saß und mit starren Augen in die Kapsel sah, die sie ihm im Schlafe abgenommen hatte.

Der Prinz erschrak heftig und fragte: Wa . . . Was tust Du denn da?

Prinzess Eulalia starrte weiter und flüsterte fast ekstatisch: Flodoard, sage mir, hast Du die Kapsel geöffnet?

Der Prinz antwortete hurtig, aber sanft: Nein, meine Teure, das tat ich nicht.

Prinzeß Eulalia sandte die Wiederhaken zweier Inquisitorenblide in seine Seele und flüsterte noch ekstatischer: Schwöre, daß Du die Kapsel nicht geöffnet hast!

Der Prinz überlegte sich den Sachverhalt und sprach dann mit Festigkeit: Ich schwöre!

Die Prinzeß erhob ihre Augen zum Betthimmel, als ob dort, wo sich die Falten des Nulls in einem gekrönten Bausch trafen, etwas Unerhörtes zu sehen sei.

Auch Prinz Floboard wandte seine Blicke dorthin, doch war es ihm nicht gegeben, irgend etwas Besonderes zu bemerken.

*

Am diesem Tage wurde Pater Ivo zu früherer Stunde als je ins Schloß berufen. Prinzessin Eulalia empfing ihn mit allen Anzeichen feierlicher Gehobenhait. Und sie sprach: Mein teurer Pater, ich glaube, daß die Gnade bei uns eingekehrt ist.

— Sie kehrt bei allen ein, die rechten Sinnes sind, antwortete der fromme Greis. Aber: wieso?

— Seht her, antwortete die Prinzessin, — die Haare der heiligen Fringilla haben Locken bekommen!

— O! rief der Pater aus, o! o! o! Wie heiß muß die Brust des Prinzen sein!

Die Prinzessin nahm einen strengen Ausdruck an: Wie? So weltlich erklärt ihr dies? Und selbst, wenn es die Brust meines Gatten gewesen wäre, die dies vermocht hat, — wäre es nicht ein Wunder? Schlichte Haare, die zu Locken werden, ohne daß man sie wickelt oder brennt?!

— Ja, es ist ein Wunder! entschied der Mönch, der sich seiner rationalistischen Anwandlung schämte.

— Aber was mag es bedeuten? fragte die Prinzessin.

Pater Ivo überlegte eine Weile, durchdachte alle Wunder ähnlicher Art, erwog, verwarf, verglich, schied aus und sagte schließlich was folgt: So ist es, meine erhabene Tochter; merket wohl auf! So und nicht anders: Gleich einem göttlichen Zugpflaster haben die Haare der heiligen Fringilla alle böse Brunst aus dem Herzen Eures hohen Gatten gezogen und sind so im Feuer verbotener Lüste zu Locken geworden! Nicht zufrieden damit, ein Abwehrmittel zu sein, sind sie ein Heilmittel geworden. Preisen wir die Macht der Gnade! Der Prinz ist für alle Zeiten gerettet! Meine erhabene Tochter darf fürderhin ruhig schlafen!

*

Von diesem Tage an erhielt Prinz Flodoard sogar den Haus Schlüssel.

Daß die Kapsel aber wirklich eine wunderbare Kraft in sich schloß, bewährte sich, so oft er sie nur ansah, denn regelmäßig folgte diesem Blicke der Befehl an seinen Kutscher, ihn nach dem Hause zu fahren, dessen Fenster nach dem Parke gingen, in dem die echten Haare der heiligen Fringilla jenem Spakenpaare zum Polster dienten.

Der mutige Revierförster

König Leberecht, der schon in vorgerückten Jahren befindliche, aber immer noch recht rüstige Beherrscher eines angenehm im Gebiete der mittleren Zone gelegenen Landes, liebte es, die Büchse im Arm, auf hohe Berge zu steigen und dort all das Wild zu erlegen, das man mit viel Mühe und Kunst in die unmittelbare Nähe seines Feuerrohres brachte.

Auf diesen Jagdzügen begleitete ihn, der gerne Menschen um sich hatte, weil er wohl wußte, daß es für Fürsten nicht gut ist, allein zu sein, nicht nur eine Schar bevorzugter Männer des Hof- und Staatsdienstes, sondern auch eine wohlausgewählte Mustergarnitur solcher Leute, die sich durch sachgemäße Ueberdeckung größerer Leinwandflächen mit Farbe oder durch andere Hantierungen von gewissermaßen künstlerischem Charakter in der Leute Mund gebracht und überdies durch die Annahme des Titels von Professoren bewiesen hatten, daß sie, obwohl keiner ernsthaften Beschäftigung obliegend, doch Sinn für das bürgerlich Reputierliche besaßen.

Es war, und dessen war sich ein jeder in des Königs Jagdfolge wohl bewußt, eine große Ehre, mit Seiner Majestät durch die Felder und die Auen zu streifen, sowie auf schmalen Pfaden die erhabenen Gipfel der Bergwelt zu erklimmen, die wie wenig anderes dazu angetan erscheint, dem Menschen einen Begriff davon zu geben, wie großartig die Welt ist. Indessen, wie die meisten Ehren, so war auch diese mit Anstrengungen und Unbequemlichkeiten verbunden. Schon das Klettern allein erschien den älteren Ministern, vortragenden Räten, Kammerherren und Kunstprofessoren als eine im Grunde nicht ganz erfreuliche Mustelübung.

Denn, abgesehen davon, daß der königliche Bergsteiger schon an und für sich in seiner Eigenschaft als Fürst jenen elastischen und lebhaften Gang hatte, von dem wir immer in den Zeitungen lesen, wenn von einem in Bewegung befindlichen Landesvater die Rede ist, war König Leberecht auch noch besonders auf diesen Sport trainiert, da er Zeit seines Lebens die meisten freien Stunden, die ihm die Regierungsgeschäfte ließen, hauptsächlich dazu verwandt hatte, sich in der ebenso gesunden wie vornehmen Kunst des Kletterns auszubilden. Er wäre, wenn ihm die Schicksalsgöttinnen statt einer Krone einen Gamsbarthut und statt des Zepters einen Bergstock in die Wiege gelegt hätten, zweifellos ein

ebenso vortrefflicher Bergführer geworden, wie er nun in Wirklichkeit ein scharmanter König geworden war.

Aber die böse Notwendigkeit, mit den untrainierten Beinen des Untertanen den trainierten Beinen des Souveräns in gleichem Schritt und Tritt zu folgen, war noch nicht einmal die fatalste Begleiterscheinung jener ehrenvollen Jagdpartien. Das Unangenehmste waren die kalten Bäder, die die höchst badelustige Majestät auf luftigster Höhe im schneekühlen Gewässer munterer Gebirgsbäche zu nehmen liebte, und von denen sich keiner ihrer Begleiter ausschließen konnte, da sich der Wasserscheue sonst dem Verdachte ausgesetzt hätte, daß er nicht unter allen Umständen gesonnen sei, seinem höchsten Herrn überallhin zu folgen.

Wie viele ministerielle, geheimrätliche, kammerherrliche, kunstprofessorale Schnupfen die Erfüllung dieser harten Untertanenpflicht im Laufe der Jahre zur Folge hatte, darüber besteht keine Statistik, doch darf ruhig angenommen werden, daß ihrer viele und die meisten davon hartnäckiger Natur waren. Denn nicht jeder verträgt zehn Grad Reaumur im Wasser. Die Loyalität ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Nach einem solchen Bade in der Höhe von 1500 Metern bei entsprechender Wassertemperatur begab

es sich nun einmal, daß der König, dem von der genossenen Wassertühle selber die Finger etwas klamm geworden waren, seine Toilette (mit gebotener Delikatesse zu sprechen) nicht ganz zu Ende führte. Anfangs bemerkte niemand diesen Umstand, da ein jeder nur von dem einen Wunsche befeelt war, die eigene gesunkene Blutwärme durch allseitig luftdichten Verschluß der Kleider wieder in die Höhe zu bringen. Als sich aber später die königliche Jagdgesellschaft auf einem angenehmen Wiesenplane zur Rast niedergelassen hatte, nahm man den kleinen, aber durch seine Vertlichkeit fatal auffälligen Mangel wahr.

Nun ist eine solche Wahrnehmung selbst unter gewöhnlichen Menschen, wenn der eine nicht gerade die Frau des andern ist, mit einer gewissen Peinlichkeit verbunden. Denn es handelt sich hier, wenn man der Sache auf den Grund geht, um einen Umstand, der geeignet ist, das sittliche Gefühl zu verletzen, um einen dolus eventualis auf dem besonders heiklen Gebiete der Erbsünde sozusagen. Indessen, schließlich gibt sich doch immer einer den gewissen Auck, nimmt den betreffenden (in den meisten Fällen ist es ein alter Professor oder ein Dichter) beiseite und flüstert (wenn er das Wort „geradezu“ im Wappen führt): ‚Sie, Ihr Hofentürl ist offen‘, oder (wenn er delikater ist) mit einem

schnellen orientierenden Blicke: ‚Es ist etwas bei Ihnen nicht in Ordnung.‘ Ja, es gibt sogar Leute, die selbst bei so peinlichen Gelegenheiten zu frivolen Scherzen aufgelegt sind und etwa die Bemerkung machen: ‚Sie, verlier’n S’ fei’ nix!‘

Kann man aber so etwas einem Fürsten, einem Könige sagen? Nein: Man kann nicht! Der höfische Stil versagt hier vollkommen. Es gibt durchaus keine Redewendung in der Phraseologie des Umganges mit Majestäten, die es ermöglichte, derlei vor ein allerhöchstes Ohr zu bringen, als über welchem bei feierlichen Anlässen nur durch ein paar Zentimeter getrennt eine Krone zu sitzen kommt. Nicht einmal der mit allen Essenzen höfischer Eleganz und Wortbiegungskunst gewachsene Zeremonienmeister Baron von Bemsl, der doch eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet höfischer Linguistik ist, und von dem man hoffte, er werde die schwierige Mission übernehmen und so seinem dichten Lorbeerkranz als königlicher Hausdiplomat ein neues leuchtendes Blatt einverleiben, erklärte, dies überschreite seine Fähigkeiten: dieser Fall sei von einer Heiligkeit, daß man seine Lösung nicht einer Menschenzunge, sondern der Vorsehung selber überlassen müsse, die übrigens, so fügte er mit anmutiger Zuversicht hinzu, noch immer bewiesen habe, daß sie über das königliche Haus mit besonderer Aufmerksamkeit

wache. Sohin (er liebte dieses furiale Wort) werde ihr auch dieser Umstand nicht entgehen, und sie werde zweifellos Mittel und Wege finden, ihn zu beheben, ohne daß sich ein schwacher Mensch den Mund zu verbrennen brauche.

— „Das ist alles sehr schön und sehr gut, und ich bin schon von Kessorts wegen der letzte, der an der Vorsehung zu zweifeln wagt,“ bemerkte der Kultusminister, dem es trotz eines kaum überstandenen Schüttelfrostes jetzt sehr heiß zumute wurde, „aber sie müßte äußerst schnell eingreifen. Bedenken Sie, lieber Baron, daß uns am Fuße dieses Berges eine Deputation der ländlichen Bevölkerung erwartet, darunter vier weißgekleidete Jungfrauen, von denen die jüngste ein Huldigungsgedicht auswendig gelernt hat. Ich wette meinen Kopf, daß die Jungfrau aus dem Konzept kommt, wenn ihr Blick zufällig auf die derangirierte Gegend fällt, und diese infamen Bauernladel werden dem höchsten Herrn sämtlich, ich sage Ihnen: sämtlich nicht ins Gesicht sehen, sondern — ebendorthin. Mein Gott, mein Gott: Die Situation ist von einer märchenhaften Scheußlichkeit. Wir können uns, so gern wir sonst dazu bereit sind, hier nicht auf höhere Mächte verlassen; wir müssen selber handeln. Wozu sind Sie denn Zeremonienmeister, wenn Sie sofort versagen, wo es einmal gilt, die durch einen

tückischen Zufall bedrohte Würde des Königtums zu retten! Hic Rhodus! Hic salta! Walten Sie Ihres Amtes!“

Der Zeremonienmeister, der es bisher immer zu vermeiden gewußt hatte, in Anwesenheit des Königs Schweiß abzusondern, war nicht imstande, die plebejische Feuchtigkeit zurückzudrängen, die ihm angesichts dieser grauenerregenden Perspektive auf die Stirne trat. Er fühlte die ganze furchtbare Verantwortung, die ihm diese entsetzliche Situation aufbürdete. Er sah das Ansehen des Hofes in Gefahr, die Regierung wanken, den Staat konvulsivischen Zuckungen preisgegeben. Vor seinem inneren Auge jagten sich Feuer, Pulverdampf und blutigrote Wogen der Rebellion. Vor allem aber bebte sein ganzes Gemüt und schoß molkig zusammen wie Milch, wenn's wittert, bei dem Gedanken, daß seine Stellung auf dem Spiele stand, denn in der Tat, dieser Toilettenmangel gehörte in sein Ressort, da kein Kammerdiener zugegen war.

Sollte er vielleicht doch? . . . Sollte er nicht doch vielleicht mit dem Anstand, den er hatte, diskret sich in den Hüften wiegend, an den König heran treten und mit delikatem Augenniederschlag lispeln: „Majestät haben allerhöchst geruht, zu vergessen, sich die . . .“

Über bei allen Heiligen und Nothelfern, das

geht ja doch nicht! Niemals noch, so lange es Zeremonienmeister gibt, haben Zeremonienmeisterlippen derartiges zu einem König zu sagen sich erkühnt.

In seiner fassungslosen Verwirrung überfiel ihn die phantastische Idee, zu den Mitteln der Mimik zu greifen und, sich dicht vor Seine Majestät postierend, an sich selbst, gewissermaßen wie an einem Lehrphantom, scheinbar die Handlung vorzunehmen, die der König an seiner Kleidung tatsächlich unterlassen hatte.

Aber das war ja grotesk, sturil, Wahnsinn! Ebenso hätte er direkt hingehen und, an das respective Kleidungsstück der allerhöchsten Person Hand anlegend, den Mangel *brevi manu* reparieren können, — eine Vorstellung, bei der er fast in Tränen der Verzweiflung ausgebrochen wäre.

Aber Verzweiflung ist ein zu gelindes Wort, um auszudrücken, in welchem Zustande sich das zeremonienmeisterliche Gemüt befand. Er war der Auflösung nahe. Schon konnte er kaum mehr seine Augen regieren, die immer nur den einen, sich zu einem ungeheuren Schlund und Abgrund klaffend erweiternden Punkt suchten, der die schauderhafte Quelle dieser unsäglich grausamen Prüfung für ihn war. Gewaltsam mußte er seine Blicke von dort

wegwenden, um sie ziellos im Kreise herumirren zu lassen. —

Ob denn nicht doch irgendeiner der Anwesenden es wagen würde?

An die Staats- und Hoffunktionäre sich zu wenden, war ganz aussichtslos; das fühlte er mit der Gewißheit des Erfahrenen. Aber vielleicht einer dieser Kunstprofessoren?! Unter ihnen, die ja auch sonst zu seinem Entsetzen oft genug gegen den höfischen Ton verstießen, mußte doch einer zu finden sein, der, wenn man ihm einen Orden oder einen Auftrag oder schließlich den persönlichen Adel versprach, das unerhörte, kaum auszudenkende Wagstück unternahm.

Er zog jeden einzelnen beiseite, bat, flehte, rang die Hände, versprach schließlich den gebührenfreien Freiherrntitel und die Erbllichkeit der Professur in der Familie, eingeschlossen die weibliche Nachkommenschaft, — nichts half. Alle erklärten, lieber täglich eine Literflasche Mastixfirnis auf das Wohl des erhabenen Landesherrn leeren zu wollen.

Der Zeremonienmeister hatte das absolut sichere Gefühl, daß der jüngste Tag herangebrochen sei; in seinen Ohren dröhnten deutlich die Posaunen. Da fiel sein Blick auf den Revierförster Meier, der hinter einem Baum saß und mit Mißmut konstatierte, daß sein Enzianschnaps zu Ende war.

Ein letzter Hoffnungsstrahl flackerte, aber nur ganz schwach, im Ingenium des halbtoten Hofmanns auf. Der Meister des höfischen Partetts trat zum Meister des gebirgigen Forstes und entwickelte ihm, indem er sich bemühte, durch leise Dialekttfärbung seiner Sprechweise etwas Volkstümliches zu verleihen, den ganzen Komplex der verhängnisvollen Verlegenheit, hinzufügend, daß er, der biedere Mann aus dem Volke, allein befähigt und berufen sei, den Hof, die Regierung, den Staat zu retten, indem er den König auf jenen Punkt aufmerksam machte, auf jenen Punkt . . .

„Das Hosentürl? Wenn's weiter nir is?!“ meinte Meier.

„Über Sie dürfen natürlich nicht so geradezu, lieber Meier,“ flüsterte der Zeremonienmeister, dem doch etwas bange wurde bei dieser schnellen Entschlossenheit des offenbar ganz ungeleckten Bären . . . „Sie müssen durch die Blume gewissermaßen . . . von hinten herum sozusagen . . . abstrakt . . .“ Er fand durchaus nicht die populären Utzente. Das lag zu weit weg von seinem Ressort.

„Versteh schon! Natürlich! Ich tenn' mich aus. Von der Schleichseitn zuweripürschen muß ich mich. Nicht gleich mit dem Hosentürl ins Haus fallen. Beileib! Beileib! Fein andrehn muß man so was. So, in der Art, daß der König meinen könnt', es

wär einem andern sein Hosentürl! . . . Schwer is schon. Aber ich hab' schon andere Füchse gefangen.“

Nach diesen Worten überzeugte sich der Revierförster nochmals, daß seine Flasche vollkommen leer war, schob sie resigniert in seinen Rucksack und stand mit der Miene eines Mannes auf, der heftig nachdenkt und zu allem entschlossen ist.

Der Zeremonienmeister sah ein, daß dieser Mann, wenn nicht vorher der Himmel einfiel, binnen zwei Minuten das Unglaubliche zum Ereignis machen werde. Ihm ward zumute, als ob plötzlich der feste Boden unter ihm zu wanken begänne; eine grauslich hohe Woge hob ihn, senkte ihn und führte ihn aufs hohe Meer hinaus, einem ungewissen Schicksal entgegen, das irgendwo den Rachen aufsperrte, ihn zu verschlingen. Wie er bemerkte, daß der Revierförster sich in Bewegung setzte, fühlte er alle Schrecken der Seekrankheit in seinen Eingeweiden. Nur wie durch einen Schleier, einen gelbgrauen Nebel sah und hörte er, was sich nun begab.

Der Revierförster Meier ging gerade auf den König zu, sah ihn aus seinen katzengrauen Augen zutraulich von unten an, nahm seinen bis ins Zeiserlfarbene verschossenen, vor sehr langer Zeit einmal dunkelgrün gewesenen Hut ab und — machte eine Verbeugung. Sodann aber setzte er seinen Hut wieder auf und stand stramm.

Mit dem scharfen Blicke, der ihn stets auszeichnete, bemerkte König Leberecht, daß dieses durchaus reglementswidrige Gebaren seinen Grund in etwas besonderem haben müsse, und er fragte mit dem huldvollen Tone, der das erste ist, was ein jeder richtige König sich anzueignen keine Mühe und Uebung scheut:

„Na, Meier, was gibt's?“

(In diesem Augenblicke gab es dem Zeremonienmeister einen schmerzlichen Ruck, und er sah sich direkt vis-à-vis dem Rachen des Ungeheuers, das ihn verschlingen wollte. Sein Herzschlag setzte aus. Ein überlebensgroßer Knödel troch in seiner Speiseröhre mit einer unangenehm schludernden Abart des Rollens empor und versetzte ihm auch den Atem. Sein letzter Gedanke war der Orden vom heiligen Kajetan, von dem er schon lange träumte. Dann: Nacht und Vernichtung.)

Meier aber trat einen Schritt vor und sprach mit der markig festen Stimme des deutschen Mannes, der keine Menschenfurcht kennt: „Ich möchte bloß die hohen Herrschaften was fragen.“

Alles war starr. Keiner begriff. Auch König Leberecht nicht. Aber sein Ton war doch noch immer huldvollst, als er sagte: „Fragen Sie nur zu, Meier“.

Und Meier ließ seine Stimme fröhlich erschallen

und sprach: „Wie wär's denn, meine Herrschaften, wenn wir alle miteinander unsere Hofentwürfe zumachten?“

Eine Reflexbewegung seiner Hände belehrte den König über den Sinn dieser rhetorischen Frage. Er richtete, was zu richten war, und lachte dann so herzlich laut auf, daß seine Umgebung überzeugt sein konnte, es sei durchaus im Sinne der Etikette gehandelt, wenn sie mitlachte. Und da es zugleich ein Lachen der Befreiung war, war es ein brausendes, dröhnendes, herzerfreuendes Lachen.

Selbst die Spechte, die die hohen Stämme der Fichten bepochten, hielten mit Hämmern inne und lachten mit.

Der Zeremonienmeister aber erwachte unter diesem Ensemblesatz des Vergnügens zu neuem Leben und fand sogleich, daß es unschicklich sei, in der allerhöchsten Nähe zu wiehern, wie unerzogene Köpfe. Wäre ihm nicht gleichzeitig jener fatale Knödel gottlob zergangen und verschwunden, so daß er wieder frei atmen und sich im Vollbesitze seiner Kontenanz fühlen konnte, hätte er noch einen schlimmeren Vergleich gewählt.

König Leberecht aber sprach, indem er dem Revierförster eine Zigarre anbot (die dieser jetzt noch und mit der ausgesprochenen Absicht, daß sie bis ans Ende der Tage dort bleiben soll, in seinem Glaskasten aufbewahrt): „Meier, Sie sind ein ganzer

Kerl. Schade, daß ich Sie nicht in der Regierung verwenden kann. — Ja, meine Herren,“ und damit wandte er sich zu den übrigen: „das Volk, das Volk! . . . Es ist eine schöne Sache um das Volk! . . .“

Dann stieg er, langsamer, als es sonst seine Art war, in tiefes Sinnen versunken, den Berg hinab, an dessen Fuße ihn ein junges Mädchen in weißen, gestärkten Kleidern mit den Worten begrüßte:

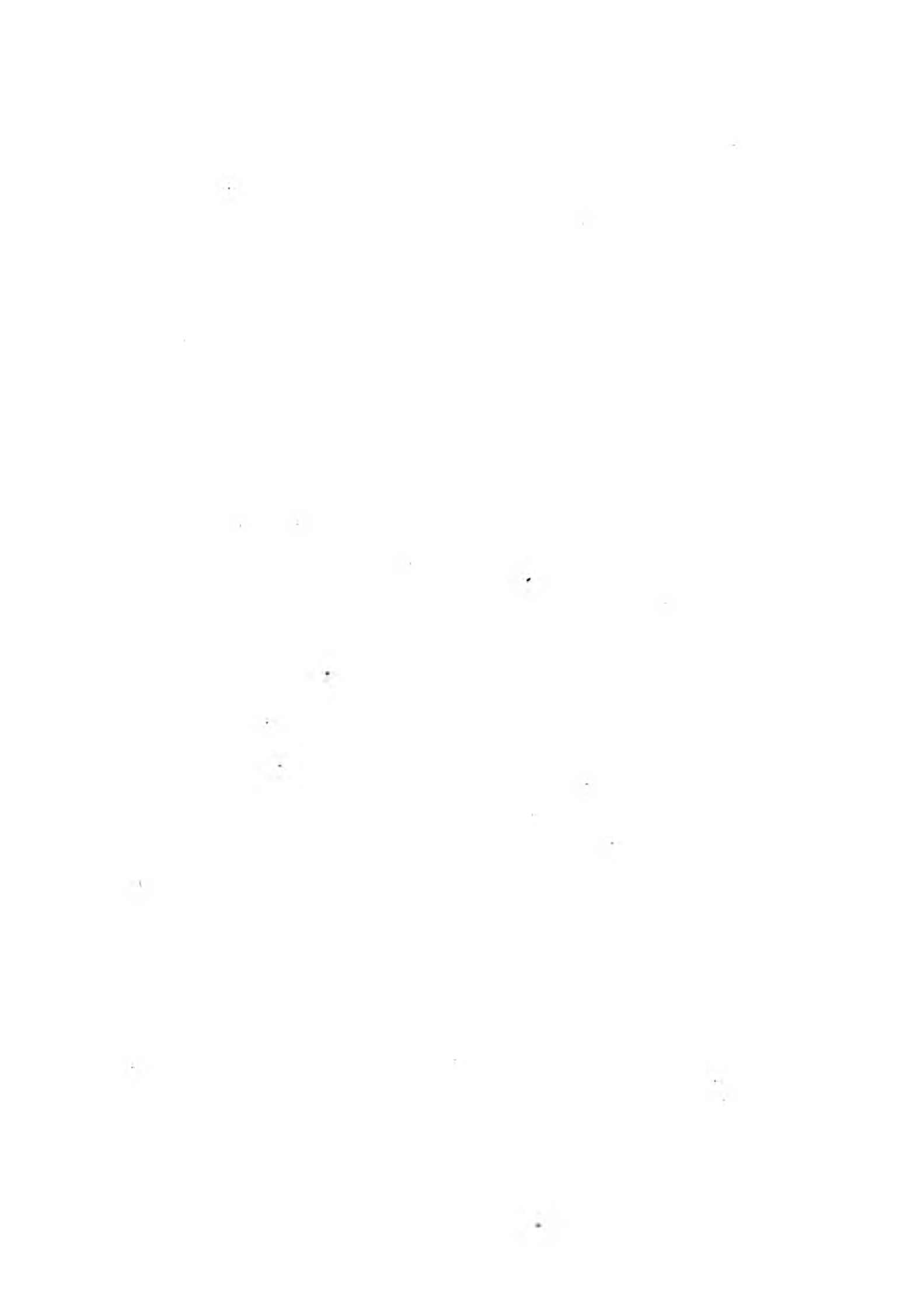
Wir jauchzen laut mit Herz und Mund
In dieser gnadenvollen Stund',
Wo uns das Glück geschieht,
Daß seinen König Leberecht
Das biedre Landvolt, treu und echt,
In seiner Nähe sieht.

Es steht ein hochberühmter Thron
Seit mehr als tausend Jahren schon
In unserer Mitte fest.
Drum lieben wir ihn auch so sehr,
Wie wenn er unser Vater wär',
Der keinen je verläßt.

Er weiß, daß in der Landwirtschaft
Beruht des Staates stärkste Kraft,
Drum liebt ihn für und für
Der schwerkgeprüfte Bauersmann
Und hält als treuer Untertan
Ihm offen jede Thür.

Bei diesen Worten stellte sich bei Seiner Majestät eine Ideenassoziation ein, die ein Lächeln des königlichen Mundes zur Folge hatte, woraus alle anwesenden Gemeindevorstände aufs neue die Ueberzeugung gewannen, daß der hohe Herr nach wie vor den Interessen des Nährstandes seine besondere Huld zuwendete.





Inhalt

To-lu-to-lo oder Wie Emil Türke wurde	5
Die Haare der heiligen Fringilla	45
Der mutige Revierförster	59

Die humoristischen Bücher von Otto Julius Bierbaum

Stilpe

Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

Pantrazius Graunzer der Weiberfeind

Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

Das schöne Mädchen von Pao

Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—

Die Schlangendame

Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Don Juan Tenorio

Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50

Studenten=Beichten, Erste Reihe

Geh. M. 1.20, geb. M. 2.—

Studenten=Beichten, Zweite Reihe

Geh. M. 1.20, geb. M. 2.—

Bei Bierbaums humoristischen Werken denkt man an das wundersame Weben eines empfindungstiefen deutschen Humors, wie er in Jean Paul, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe gewaltige Höhenpunkte erklimmen. Dieser Acker lag brach. Bierbaum hat in ihm neue Furchen aufgeworfen. Heil ihm! Die Gegenwart.

Verlag Schuster & Loeffler

BERLIN W

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

In meinem Verlag erscheinen

Otto Julius Bierbaum

Gesammelte Werke

in 10 Bänden

herausgegeben von M. P. Konrad und
Hans Brandenburg.

Jeder Band geh. Mk. 9.—, in Leinen geb. Mk. 13.50.

Bisher erschienen:

Band I: Gedichte * Band IV: Sonderbare Geschichten
Band V, VI: Prinz Ruckuck * Band VII: Reise geschichten.

Der Verlag, der seit einer Reihe von Jahren die Produktion Bierbaums veröffentlicht, sieht sich zu der ehrenvollen Aufgabe berufen, die gesammelten Schriften zu einer Ausgabe zu gestalten, die allen Anforderungen des Geschmacks und der echten Pietät genügen soll. Die Ausgabe setzt sich nicht unbedingte Vollständigkeit als Ziel. Das Unwesentliche wurde ausgeschieden, damit das Bedeutende zu desto stärkerer Wirkung kommt, ohne dabei irgendwie Belangvolles wegzulassen. Jeder Verehrer des Dichters wird freudig die auch äußerlich so geschmackvoll gehaltene neue Bierbaum-Ausgabe begrüßen, und ganz außer Frage steht es, daß dieselbe es verstehen wird, sich auch in weitesten Kreisen neue Freunde zu erwerben.

Georg Müller Verlag München

„Die bunten Einhorn-Bücher“

bringen wertvolle kleine Werke, die meist gar nicht oder nicht einzeln zu haben sind; ihr besonderer Reiz liegt in der geschmackvollen äußeren Form, in den schön gedruckten, meist illustrierten Bänden selbst und den farbigen, oft handkolorierten Einbänden; die Bücher haben alle das gleiche Taschenformat und eignen sich ganz besonders zum Geschenk; bis jetzt erschienen: Ein Winteridyll von Karl Stieler mit vielen Illustrationen von D. Brandenburg-Polster. 53. Tausend. Das Winteridyll ist die reizvollste Dichtung ihrer Art, seit Jahren das Lieblingsbuch von vielen Tausenden; in Pappband 1.60.

Das Matthäus-Evangelium. Mit 25 Holzschnitten Albrecht Dürers; die einzige Taschenausgabe mit großem, kräftigen, schönen Druck; die wundervollen Holzschnitte Dürers und der schöne Einband machen das Büchlein zu einem kleinen Prachtwerk; in Pappbd. 1.80.

Der Kaiser im Kriege. Mit 25 photographischen Bildnissen und Aufnahmen d. Kaisers a. allen Kriegsschauplätzen; in Pappbd. 1.30.

Das kleine Kochbuch für die fleischlose Küche, mit 275 wohl-schmeckenden und nahrhaften Gerichten für die Kriegszeit. Mit vielen humorvollen Zeichnungen von Otto Wirsching; in Pappband 1.80.

Friedrich Naumann, Glauben und Hoffen. Andachten für suchende Menschen. Mit vielen holzschnittartigen Schmuckstücken von Otto Wirsching; in Pappband 1.60.

Ludwig Richter-Büchlein. 1.60. Etwa 50 der schönsten Holzschnitte Ludwig Richters von Haus und Hof, Weib, Kind und Kegel.

Gustav Meyrink, Der Löwe Alois und andere Geschichten mit Illustrationen des Simplizissimus-Zeichners C. O. Petersen, in handkoloriertem Pappband 1.80. — Der Dichter des berühmten „Golem“ als genialer Humorist.

Die Dürer-Bibel

Von den drei Büchern, die unsere Kriegsfreiwilligen am meisten mit ins Feld genommen, stand an erster Stelle das Neue Testament.

Ein Triumph der Gedanken Christi: 2000 Jahre nach seinem Tode kämpft ein Volk um sein Dasein, und im Ranzen führen die Soldaten seine Worte mit sich, von denen er sagte: Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Es gibt tausende von Ausgaben des „Neuen Testaments“, die zu jedem Preise zu haben sind; was aber bis jetzt fehlte, ist eine gute, wohlfeile Taschenausgabe mit großem, deutlichem deutschen Druck; alle Taschenausgaben hatten bisher kleine, augenverderbliche Schrift. Dazu kommt noch, daß die „Dürer-Bibel“ mit der alten, oft ganz sinnlosen Verseinteilung gebrochen hat, die das Ganze nur zerreißt; dagegen sind die Verszahlen am Rande stehen geblieben, zum leichteren Auffinden bestimmter Stellen. Der Schmuck dieser „Deutschen Ausgabe“ des Neuen Testaments sind über 100 Holzschnitte und Zeichnungen Dürers, so daß die Dürer-Bibel ein reich illustriertes Buch ist.

Neben dem „Neuen Testament“ sind noch „Die Psalmen“, „Sprüche und Prediger Salomo“, „Das Buch Hiob“, „Das Hohe Lied“, in einem Bande vereint, erschienen, geschmückt mit Holzschnitten Holbeins und Behams. Wer einmal diese Taschenausgabe kennen gelernt hat, wird nicht wieder in einer andern lesen wollen.

Das „Neue Testament“ kostet: Pappband 7.00, Halbleder 14.00, Ganzleder 16.00. Die Psalmen, Sprüche, Salomo: Kart. 3.00, Leinw. 7.00, Halbleder 12.00, Leder 14.00.

63694185

